68. Jahrgang, 17/2018, 23. April 2018

bpb:

AUS POLITIK UND ZEITGESCHICHTE

(Anti-)Feminismus

Barbara Holland-Cunz
WAS IHR ZUSTEHT. KURZE GESCHICHTE DES FEMINISMUS

Rosalind Gill
DIE WIDERSPRÜCHE VERSTEHEN. (ANTI-)FEMINISMUS, POSTFEMINISMUS, NEOLIBERALISMUS

Ilse Lenz
VON DER SORGEARBEIT BIS #METOO: AKTUELLE FEMINISTISCHE THEMEN UND DEBATTEN IN DEUTSCHLAND

Imke Schmincke
FRAUENFEINDLICH, SEXISTISCH, ANTIFEMINISTISCH? BEGRIFFE UND PHÄNOMENE BIS ZUM AKTUELLEN ANTIGENDERISMUS

Thomas Gesterkamp
MÄNNERPOLITIK UND (ANTI-)FEMINISMUS

Susanne Maurer
HEDWIG DOHMS „DIE ANTIFEMINISTEN“

APuZ

ZEITSCHRIFT DER BUNDESZENTRALE FÜR POLITISCHE BILDUNG

Beilage zur Wochenzeitung Das **Parlament**

(Anti-)Feminismus
APuZ 17/2018

BARBARA HOLLAND-CUNZ
WAS IHR ZUSTEHT.
KURZE GESCHICHTE DES FEMINISMUS
Seit fast 230 Jahren kämpfen FeministInnen für Bildung, Arbeit, politische Teilhabe, Freiheit von Gewalt und sexuelle Selbstbestimmung und setzen patriarchaler Unterdrückung einen Rechtediskurs sowie Kritiken der Entwürdigung und das Ideal der Würde entgegen.
Seite 04–11

ROSALIND GILL
DIE WIDERSPRÜCHE VERSTEHEN.
(ANTI-)FEMINISMUS, POSTFEMINISMUS, NEOLIBERALISMUS
Postfeminismus ist einer der strukturierenden Kontexte für das Leben von Frauen im zweiten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts. Er eignet sich feministische wie auch antifeministische Ideen sowohl an, als er sie auch ablehnt, und ist eng mit dem Neoliberalismus verbunden.
Seite 12–19

ILSE LENZ
VON DER SORGEARBEIT BIS #METOO:
AKTUELLE FEMINISTISCHE THEMEN UND DEBATTEN IN DEUTSCHLAND
Die Debatten sind erneut entbrannt. Sie laufen sowohl unter FeministInnen als auch zwischen ihnen und VertreterInnen verschiedener politischer Positionen. Nach einem Überblick über die Vielfalt der Feminismen werden einige wesentliche Themen und Debatten vorgestellt.
Seite 20–27

IMKE SCHMINCKE
FRAUENFEINDLICH, SEXISTISCH, ANTIFEMINISTISCH?
BEGRIFFE UND PHÄNOMENE BIS ZUM AKTUELLEN ANTIGENDERISMUS
Verschiedene Begriffe kennzeichnen Widerstände gegen Emanzipation. In seiner aktuellen Ausformung „Antigenderismus“ ist der Antifeminismus als modernes Krisensymptom zu deuten und gleichzeitig in seiner Bedrohung demokratischer Werte ernst zu nehmen.
Seite 28–33

THOMAS GESTERKAMP
MÄNNERPOLITIK UND (ANTI-)FEMINISMUS
Sind Männer, die Gleichstellung befürworten, „Feministen“? Die Konzepte von Geschlechterpolitik unterscheiden sich. Viele Akteure wollen nicht nur „einbezogen“ werden, sondern ihre Anliegen selbst vertreten – ohne wie Antifeministen die Schuld bei den Frauen zu suchen.
Seite 34–39

SUSANNE MAURER
HEDWIG DOHMS „DIE ANTIFEMINISTEN“
Der Beitrag erinnert an eine frühe Analyse des Phänomens „Antifeminismus“ aus der Feder der radikalen Feministin Hedwig Dohm (1831–1919), die im Kontext des Deutschen Kaiserreiches und vor dem biografischen Hintergrund der Autorin reflektiert wird.
Seite 40–46

EDITORIAL

Hubertine Auclert hätte es sich wohl nicht träumen lassen, dass eines Tages der Mann, der ihr Land regiert, als Feminist wahrgenommen werden möchte. Die französische Frauenrechtlerin war die Erste, die sich nachweisbar, 1882, als „Feministin“ beschrieb. Der Begriff *féminisme*, damals synonym zu Frauenemanzipation verwendet, verbreitete sich im Zuge der Frauenbewegungen von Frankreich aus in Europa und auf andere Kontinente und hat heute seinen festen Platz in Forschung, Politik, Popkultur.

Hedwig Dohm wäre wohl nicht überrascht, dass Politiker wie Frankreichs Präsident Emmanuel Macron die Ausnahme von der Regel bilden und der Antifeminismus weiter blüht. Der Abbau von Privilegien qua Geschlecht trifft auf Widerstände – oder, wie es die radikale deutsche Gleichheitsfeministin 1902 in ihrer Aufsatzsammlung „Die Antifeministen“ formulierte: „Je dringender die Gefahr der Fraueninvasion in das Reich der Männer sich gestaltet, je geharnischter treten ihr die Bedrohten entgegen.“

In aktuellen Debatten scheinen die Fronten von Antifeminismus und Feminismus teilweise zu verwischen. Ist „antifeministisch“ der richtige Begriff, wenn Frauenrechte strategisch und mit rassistischer Grundierung in Stellung gegen Migranten gebracht werden? Ist der heutige „Antigenderismus“, der vor allem die Gender Studies und eine plurale Sexualerziehung kritisiert, eine Spielart des Antifeminismus oder etwas Anderes? Und wie lässt sich das Zusammenwirken antifeministischer und feministischer Momente im sogenannten Postfeminismus der Medienkultur erklären, der einerseits Freiheiten zugesteht, ja, die Befreiung der Frauen voraussetzt, andererseits Frauen wieder in ein Korsett, insbesondere in Bezug auf den Körper, zwängt?

Anne Seibring

WAS IHR ZUSTEHT

Kurze Geschichte des Feminismus

Barbara Holland-Cunz

„Freiheit und Gerechtigkeit beruhen darauf, daß dem andern abgegolten wird, was ihm zusteht", schreibt Olympe de Gouges (1748–1793) in Artikel IV der „Erklärung der Rechte der Frau und der Bürgerin", die im September 1791 in Frankreich erscheint und einen der bedeutendsten Texte des Feminismus darstellt.[01] De Gouges setzt der Erklärung der Menschenrechte, mit der die moderne Demokratie ihren berühmten Anfang nimmt, einen Vertragstext entgegen, der ausdrücklich darauf verweist, dass Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ohne die weibliche Hälfte der Menschheit nicht legitim proklamiert werden können. De Gouges' Text fordert nicht nur gleiche Rechte vor dem Gesetz ein, sondern formuliert die Erwartung, dass Vernunft und Tugend, Mut und Stolz für Frauen anerkannt werden, ihnen die gebührende Wertschätzung und Würde zuerkannt werden – „daß dem andern abgegolten wird, was ihm zusteht". Scharf kritisiert de Gouges zugleich das eigene Geschlecht für Verblendung, Zwänge, Heimlichkeiten und List.[02]

ZENTRALES DOPPELMOTIV

Es ist dieses doppelte Motiv, das die Theoriegeschichte des Feminismus seit bald 230 Jahren durchzieht: das Verlangen nach Würde und Anerkennung für Frauen sowie die Kritik an der Würdelosigkeit, die ein Leben in Unterdrückung und Ausbeutung erzeugen kann. Unwissende, auf Unterwürfigkeit und Gefallen-Wollen hin erzogene Menschen können anderen nicht als freie, würdevolle, freundschaftlich zugewandte Personen begegnen, selbst wenn sie es wollten. Unterdrückung verdirbt alle menschlichen Tugenden. De Gouges' britische Zeitgenossin, Mary Wollstonecraft (1759–1797), argumentiert ein Jahr später ganz ähnlich; auch sie besteht darauf, dass Frauen zu Freiheit, Vernunft und Tugend begabt sind und nur die gesellschaftliche Lage Frauen zu affektierten Sklavinnen macht und ihrer Potenziale beraubt. Mädchenbildung heißt das Programm, das Wollstonecraft der patriarchalen Despotie entgegensetzt.[03] Die scharfen Begriffe, die sie und de Gouges zur Beschreibung der Lage wählen, entsprechen der recht- und würdelosen Situation Ende des 18. Jahrhunderts.

Das Doppelmotiv – Anspruch auf Würde und Kritik der Entwürdigung – lässt sich durch alle Politikfelder, Zeiten und Kontinente hindurch nachzeichnen und soll hier, einer knappen Chronologie der Forderungen (Wissen/Bildung, Arbeit/Lohn, politische Teilhabe, Gewaltfreiheit, sexuelle (u. a.) Selbstbestimmung) folgend, vom 18. zum 21. Jahrhundert nachgezeichnet werden. Feministische Theorien verfahren dabei keineswegs so simpel, wie AntifeministInnen unterstellen, die nicht selten klischeehafte oder gänzlich uninformierte Vorstellungen von Feminismus hegen – beispielsweise dass Frauen stets ausschließlich als Opfer und Männer immer nur als Täter beschrieben werden, dass glückliche Mütter von unglücklichen kinderlosen Frauen in Beruf und Politik getrieben werden, dass „echte" Frauen mit Freiheit und Befreiung wenig anfangen können und Feministinnen ein eklatantes Problem mit biologischer Weiblichkeit haben sowie dass Feminismus sich durch die Realisierung aller Forderungen mittlerweile ohnehin erledigt hat. Tatsächlich interessieren sich Feministinnen seit der Französischen Revolution aber für das komplexe, noch keineswegs erledigte, nicht selten bedrückende Zusammenspiel von Herrschenden und Beherrschten.

Am prägnantesten hat das Doppelmotiv in mehr als 200 Jahren Simone de Beauvoir (1908–1986) analysiert.[04] Ausgehend von der philosophischen Vorstellung des Existenzialismus, dass jedes menschliche Wesen sich selbst als autonomes, selbstbestimmtes, auf die gemeinsame Welt hin orientiertes Subjekt erleben, fühlen und denken will, beschreibt de Beauvoir 1949 die Zerris-

senheit von Frauen zwischen den – allen Menschen eigenen – autonomen Strebungen und einer Existenz, die durch gesellschaftliche Zwänge, erzieherische Maßnahmen und feindselige Stereotype ein Leben in Freiheit verhindert. Während sich Jungen und Männer die Welt als gemeinsame Heimat gestaltend aneignen, werden Mädchen und Frauen auf das Gefallen-Sollen und ein von Anderen abgeleitetes, dumpfes Leben verwiesen. Den existenziellen Konflikt, den alle menschlichen Wesen in sich verspüren, das Hin-und-Her-Gerissensein zwischen Mut und Lust zur Freiheit einerseits, Angst und Flucht vor ihr und ihren anstrengenden Herausforderungen andererseits, sollen die Einen zur Seite des Muts, die Anderen zur Seite der Angst hin auflösen. Während die Einen sich in Freiheitsabenteuern und Weltgestaltung ergehen, verlieren sich die Anderen in Freiheitsflucht und Bequemlichkeit. Frauen und Männer verübeln sich dies wechselseitig. Hart gegen das eigene Geschlecht schreibt de Beauvoir: „Zweifellos ist es bequemer, blinde Sklaverei zu erdulden, als an seiner Befreiung zu arbeiten …".[05] So werden Frauen „gemacht", sie sind keineswegs vom biologischen Anbeginn ängstliche, mutlose, sklavische Menschen. In ihrem gesellschaftlichen Gewordensein bleiben Frauen in ihren Möglichkeiten, den weltverändernden Zielen und ihrer Zugewandtheit anderen Frauen und Männern gegenüber weit zurück. Statt in Freiheit und Würde leben Frauen in Unfreiheit und Entwürdigung, wie Beauvoir in oft schwer erträglicher Schärfe beschreibt. Nur die direkte personale Gewalt nimmt de Beauvoir zu Recht von der (erzwungenen) Zustimmung aus.

In der neuesten Theoriegeschichte präsentiert Iris Marion Young (1949–2006) die überzeugendste „Ausbuchstabierung" von Herrschaft als fünf Formen von Unterdrückung: Ausbeutung, Marginalisierung (ökonomisch, sozial, kulturell), Machtlosigkeit, Kulturimperialismus und Gewalt. Nicht jede der Formen betrifft eine jede Person kohärent, Unterdrückung und Privilegierung können gleichzeitig, gar unvereinbar oder sich überschneidend vorhanden sein. Alle Formen funktionieren systemisch und strukturell, nicht als individuelle Handlungsoptionen.[06]

Was die ersten Denkerinnen während der Französischen Revolution, de Beauvoir in der historischen Mitte zwischen älterem und neuerem Feminismus und schließlich Young für die aktuelle Theorie skizzieren, konturiert die Komplexität einer Herrschaftsform, die zwar Jungen und Männer grundsätzlich privilegiert, ohne die zumindest passive/unbewusste/ungewollte Beteiligung (jenseits personaler Gewalt) von Mädchen und Frauen aber nicht gelingen kann. Trotz historischer Transformationen – salopp gesagt: von der antiken Sklavenhaltergesellschaft bis zum neoliberalen Spätkapitalismus – wäre die fortdauernde Ultrastabilität patriarchaler Herrschaft ohne eine Mitwirkung der Beherrschten nicht plausibel zu erklären. Pierre Bourdieu (1930–2002) spricht von der oft unmerklichen, dafür umso wirksameren „sanften" symbolischen Gewalt, die die Geschlechterherrschaft orts- und zeitübergreifend durchdringt; männliche Herrschaft wirkt bis in die Körper hinein, sie wird internalisiert, inkorporiert, somatisiert.[07]

Aus feministischer Perspektive heißt Herrschaftskritik deshalb: Das Zusammenwirken von Herrschenden und Beherrschten muss analytisch sorgfältig erfasst werden, ohne die fundamental unterschiedlichen Situationen der Beteiligten zu verwischen (das gilt insbesondere bezogen auf direkte Gewalt) oder die sehr verschiedenen Positionszuweisungen zu leugnen. Feministische Theorien haben darüber hinaus stets einbezogen, dass patriarchale Hierarchisierungen ausgesprochen vielfältig sind: Seit den ersten US-amerikanischen Feministinnen, die Mitte des 19. Jahrhunderts mehrheitlich Abolitionistinnen waren, verbindet sich der Kampf für Frauenrechte und gegen Sexismus mit dem Kampf für Menschenrechte und der Kritik weiterer Formen von Hierarchie und Herrschaft. „Patriarchat" impliziert zugleich Kapitalismus, Rassismus, Ethnozentris-

01 Olympe de Gouges, Erklärung der Rechte der Frau an die Königin (1791), in: Gabriela Wachter (Hrsg.), Olympe de Gouges. Die Rechte der Frau und andere Schriften, Berlin 2006, S. 48–68, hier S. 52.
02 Vgl. ebd., S. 55 f.
03 Vgl. Mary Wollstonecraft, Ein Plädoyer für die Rechte der Frau, Weimar 1999 (1792).
04 Vgl. Simone de Beauvoir, Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau, Reinbek 1992 (1949).
05 Ebd., S. 329.
06 Vgl. Iris Marion Young, Fünf Formen der Unterdrückung, in: Herta Nagl-Docekal/Herlinde Pauer-Studer (Hrsg.), Politische Theorie. Differenz und Lebensqualität, Frankfurt/M. 1996 (1990), S. 99–139.
07 Vgl. Pierre Bourdieu, Die männliche Herrschaft, Frankfurt/M. 2005 (1998).

mus, Nationalismus, Kolonialismus, Naturbeherrschung, Heteronormativität.

In diesem Sinne arbeiten Feministinnen – nicht immer konsequent und nicht immer solidarisch und inklusiv – spätestens seit der Französischen Revolution an einer Gesellschaft, die die Ideale der Freiheit und Gleichheit weltweit nicht nur für Frauen realisieren will. Die Moderne beginnt 1789 mit großen, bis heute uneingelösten Versprechen. Feminismus ist somit ein Demokratieprojekt, das die Demokratisierung aller (un)demokratischen Gesellschaften zum (fernen) Ziel erklärt, eine wirkmächtige Politische Theorie/Praxis, die sich gegen sämtliche Formen der Entwürdigung zur Wehr setzt, wenn auch der Ausgangspunkt (und teilweise das Modell) die Machtlosigkeit von Frauen darstellt.

Dass die Analyse der Geschlechterherrschaft als Ausgangspunkt oder Modell von Herrschaft für die Glaubwürdigkeit des Feminismus prekär sein kann, haben Theoretikerinnen wie Audre Lorde (1934–1992) und bell hooks (Gloria Jean Watkins, *1952) früh verdeutlicht. Sie analysieren, wie auf solche Weise die spezifische Unterdrückung und Entwürdigung durch den Rassismus allzu leicht zum „Verschwinden" gebracht wird, Herrschaftsverhältnisse jenseits des Sexismus nach- oder zweitrangig erscheinen sowie die theoretisch und politisch herausfordernde Möglichkeit vertan wird, sowohl strukturelle Gemeinsamkeiten (Naturalisierungen von Herrschaft) als auch systemische Unterschiede (eklatante Positionsdifferenzen im gesellschaftlichen Feld) von Sexismus und Rassismus zu erarbeiten. Sowohl hooks als auch Lorde befassen sich zudem mit der Analyse der Klassenlage als drittem zentralen Herrschaftsverhältnis; „gender, race, and class" lautet dem entsprechend eine wichtige Analyseformel.

„SORTIERUNGEN" DES FEMINISMUS

Unter diesen grundlegenden Prämissen lassen sich recht differente, ja geradezu unvereinbare „Sortierungen" feministischer „Wellen" und/oder „Strömungen" verzeichnen. Tatsächlich sind die „Sortierungen" (Taxonomien) des Feminismus so zahlreich, dass hier ein knapper Blick genügen muss.

Geschichtliche Taxonomien: Neben der polaren Teilung zwischen Alter und Neuer Frauenbewegung finden sich vor allem unterschiedliche „Wellen"-Zählungen, wobei die am häufigsten verwendete eine Drei-Wellen-Vorstellung sein dürfte (erste Welle: Französische Revolution bis 1920/1930/1933; zweite Welle: Studenten- und Bürgerrechtsbewegungen bis in die 1990er Jahre; dritte Welle: bis heute); Wellen-Einteilungen spiegeln sich gegenwärtig oft auch im Bild aufeinander folgender Wenden/Wendungen (*turns*, beispielweise *cultural turn*); letztere „sortieren" allerdings meist sehr viel kleinteiliger als die Wellen-Vorstellungen.

Zweipolige Taxonomien: Die klassischen dürften sowohl die von Gleichheits- versus Differenzfeminismus als auch von modernem versus postmodernem Feminismus sein; gegenwärtig sind es vor allem die Polaritäten Essentialismus versus Konstruktivismus oder Materialismus versus Idealismus, die die Debatte bestimmen. Keine andere „Sortierung" des Feminismus ist so unmittelbar „sprechend" wie jene von Differenz- versus Gleichheitsfeminismus: Differenzfeministinnen gehen von einer sozialen oder soziobiologischen Differenz zwischen Frauen und Männern aus, Gleichheitsfeministinnen betonen ihre menschenrechtliche Ununterschiedenheit trotz gesellschaftlicher Ungleichheit. Die Unterscheidung zwischen modernem und postmodernem Feminismus bezieht sich einerseits auf eine Epochenunterscheidung (die Moderne endet je nach Perspektive irgendwann in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts), andererseits auf den Status von Vernunft und Subjekt, die in Bezug auf die Moderne als ihre Hauptpfeiler diskutiert, in der Postmoderne hingegen kritisch analysiert werden. Noch komplizierter ist eine knappe Unterscheidung zwischen Essentialismus (Philosophien/Erkenntnistheorien von Wesensbestimmungen, im Feminismus oft als Biologismus verworfen) und Konstruktivismus (Philosophien/Erkenntnistheorien des gedanklichen und gesellschaftlichen „Herstellens"). Materialistischer Feminismus definiert seinen theoretischen Ausgangspunkt im Stofflichen, Dinglichen und bezieht sich nicht selten auf Marxistische Theorietraditionen; sein Gegenpart orientiert sich am Konstruktivismus und den philosophischen Ausgangspunkten der Idee und der kognitiv erzeugten Realität. Sehr verkürzt ließe sich sagen, dass innerhalb des feministischen Spektrums Essentialismus und Materialismus „Natur" zum Basalen erklären, Konstruktivismus und Idealismus hingegen von der „Kultur" aus denken.

Strömungstaxonomien: Sie unterscheiden zwischen dem radikalen und dem gemäßigten Flügel der jeweiligen Frauenbewegung oder der bürgerlichen und der proletarischen Frauenbewegung oder folgen allgemeinen Kategorisierungen der Politischen Theorie wie Liberalismus, Sozialismus, Konservatismus, Marxismus etc.

In den vergangenen drei Jahrzehnten lässt sich eine **Vervielfältigung** „des" Feminismus beobachten; so sind heute der Postkoloniale Feminismus und der Queerfeminismus starke politische und theoretische Strömungen; im konventionellen Feld der Politik dominieren Programme wie das Gender Mainstreaming und „femokratische" Gesetze und Institutionen auf lokaler, nationaler, transnationaler (EU) und internationaler (UN) Ebene.[08]

Die aktuelle Vervielfältigung sowohl der Strömungen als auch der Taxonomien kann kontrovers gedeutet werden. Wohlwollend betrachtet erscheint der globale Feminismus gegenwärtig so mächtig und vielfältig, dass die bisherigen „Sortierungen" nicht ausreichen, um die ganze Fülle zu erfassen. Skeptisch ließe sich jedoch fragen, ob sich allgemein geteilte Herrschaftsanalysen auflösen und Feminismus durch (oft identitätspolitisch motivierte) „Zellteilungen" krisenhaft und schwach wird. Angesichts heftiger akuter Deutungskämpfe spricht einiges für die zweite Interpretation. Eine Sehnsucht nach globaler feministischer Solidarität zeigt sich allerdings ebenso klar in den in zahlreichen Ländern veranstalteten Women's Marches am Tag nach der Amtseinführung Donald Trumps. Schon lange ging vom Feminismus kein so starkes Zeichen mehr aus.

Der fundamentale Orientierungspunkt sämtlicher taxonomischer Versuche bleibt aber stets die Frage, ob die jeweiligen Theorien von einer essenziellen Gleichheit der Geschlechter, ihrer sozialen und/oder biologischen Differenz oder einer grundsätzlichen gesellschaftlichen Konstruktion von Geschlecht ausgehen. Kontrovers bleibt demnach die Relation zwischen Natur und Kultur in der Bestimmung der Geschlechter und Geschlechterverhältnisse (heute unter anderem diskutiert unter dem Kategorienpaar *sex/gender*); jede Epoche ficht diese Relation neu aus. Gegenwärtig dominiert eine konstruktivistische Kulturperspektive in der Theorie.

RECHT AUF WISSEN UND BILDUNG

Dass auf dem Hintergrund des 18. Jahrhunderts, des Jahrhunderts der Aufklärung, sowie der Diagnosen de Gouges und Wollstonecrafts die feministischen Anstrengungen zunächst vorrangig dem Erwerb von Wissen, Bildung, Erziehung und Ausbildung gelten, kann nicht überraschen. Wollstonecraft versucht sich selbst in koedukativer öffentlicher Schulgründung und -bildung; prominente Aktivistinnen der Hochzeit der deutschen Frauenbewegung wie Helene Lange (1848–1930) bilden Lehrerinnen aus und weiter und demokratisieren das eigene Wissen für andere Frauen. Der Kampf ums Frauenstudium wird gleichfalls geführt.

In den politischen Bildungskämpfen des 19. und teilweise auch noch des 20. Jahrhunderts steckt die tief verwurzelte Überzeugung von einem weiblichen Menschen, der/die weder von den biologischen noch den sozialen Anlagen her anderen unterlegen ist. Der Anspruch, dass eine Erziehung zur Vernunft das Recht und die Fähigkeit jedes menschlichen Wesens sind, wird zur Grundvoraussetzung der Würde von Frauen, denen die tradierten Geschlechterbilder des 18. und 19. Jahrhunderts bekanntlich Rationalität, Wissenschaftsverständnis und öffentliches politisches Wirken absprechen. Patriarchale Herrschaft meint hier, dass Wissen und Bildung vorenthalten werden und Frauen sich damit abfinden.

Viele Denkerinnen des 19. Jahrhunderts sind keine Gleichheitstheoretikerinnen. Trotz des Bestehens auf Wissen, Bildung und Erziehung zur Vernunft unterstellen viele von ihnen, dass Frauen gleichsam anders denken und fühlen und gerade dies ihren besonderen Beitrag zum Denken und Fühlen der Menschheit darstellt. Der differenzfeministische Tugenddiskurs des 19. Jahrhunderts besteht ausdrücklich darauf, dass in der grundlegenden Andersartigkeit von Frauen gesellschaftliche Zukunftsmöglichkeiten liegen.

08 Vgl. die Überblicksdarstellungen Barbara Holland-Cunz, Die alte neue Frauenfrage, Frankfurt/M. 2003; Ute Gerhard, Frauenbewegung und Feminismus. Eine Geschichte seit 1789, München 2009; Michaela Karl, Die Geschichte der Frauenbewegung, Stuttgart 2011; Gisela Notz, Feminismus, Köln 2011; Barbara Thiessen, Feminismus: Differenzen und Kontroversen, in: Ruth Becker/Beate Kortendiek et al. (Hrsg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie, Wiesbaden 2008², S. 37–44; Tanja Nusser, Feminismus (radikaler Feminismus), in: Renate Kroll (Hrsg.), Metzler Lexikon Gender Studies – Geschlechterforschung. Ansätze – Personen – Grundbegriffe, Stuttgart–Weimar 2002, S. 102 ff.; Therese Frey Steffen, Gender, Stuttgart 2017².

Es ist deshalb erkenntnistheoretisch logisch, dass das feministische Verhältnis zu Wissenschaft und bildungspolitischem Fortschrittsversprechen nicht allein von Aufklärungsemphase geprägt ist. Bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts warnen konservative Feministinnen wie Gertrud Bäumer (1873–1954) in fortschrittskritischer Diktion vor der Moderne und setzen ihr Mütterlichkeit, Häuslichkeit, Lebens-, Natur- und völkische Gattungsrettung entgegen.

Das Motiv der Wissenschaftskritik wird dann erst im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts im Zusammenspiel von Frauen- und Ökologiebewegung wieder dominant, wenn Kritikerinnen einer patriarchalen, kapitalistischen, menschen- und naturzerstörerischen (Natur-)Wissenschaft wie Carolyn Merchant (*1936), Evelyn Fox Keller (*1936), Sandra Harding (*1935) und Donna Haraway (*1944) den Konnex zwischen sozial männlicher Forschung und ihrer Gefährlichkeit für das globale Überleben analysieren. Besonders profiliert und prominent sprechen dazu Theoretikerinnen des Globalen Südens wie Vandana Shiva (*1952), Wangari Maathai (1940–2011) und Bina Agarwal (*1951), die Wissenschafts-, Kapitalismus- und Patriarchatskritik mit einer fundamentalen Analyse des Kolonialismus verbinden.

Im Rückblick auf 230 Jahre Bildungskämpfe lässt sich die These wagen, dass Feministinnen hier politisch gut vorangekommen sind. Selbst die Vereinten Nationen erkennen heute an, dass Menschheitsbedrohungen wie die Klimakrise ohne Bildung für Mädchen und Frauen nicht gelöst werden können. Und doch sind weltweit noch immer fast zwei Drittel aller AnalphabetInnen Frauen. Politiktheoretisch betrachtet ist es ein weiter Weg von der Beanspruchung der Vernunft zur Kritik der Vernunft. Auf dem wissens- und bildungspolitischen Themenfeld liegt der Startpunkt beim öffentlichen Anspruch auf die Würde der Vernunft und der aktuelle Stand bei kontroversen Debatten um postmoderne oder ökofeministische Vernunft- und Wissenschaftskritiken.

RECHT AUF ARBEIT UND (GLEICHEN) LOHN

Es dauert nicht lange, bis die feministische Bildungsprogrammatik in die direkt anschließenden Forderungen nach sinnvoller Tätigkeit und eigenständigem Lohn weiterentwickelt wird. Nicht nur Bildung, auch sinnvolle Arbeit verleiht Würde. Noch vor Marx und Engels und dem Erstarken der Arbeiterbewegung befasst sich Flora Tristan (1803–1844) mit dem Recht auf Arbeit und ihrer Organisierung. Auch in den Kontexten des utopischen Sozialismus und der 1848er-Revolutionen arbeiten feministisch orientierte Frauen. Die Kämpfe um Arbeit sind im 19. Jahrhundert endemisch. Ausgelöst durch die katastrophalen Folgen von Industrialisierung und wissenschaftlich-technischem Fortschritt prägen Massenarmut, Ausbeutung und soziale Verelendung das Leben vieler. Zur Frauenfrage tritt die Arbeiterfrage, die Frauenbewegung streitet mit der Arbeiterbewegung. Bedeutende Kämpferinnen wie die Kommunistin Clara Zetkin (1857–1933) und die Sozialdemokratin Lily Braun (1865–1916) plädieren für Gleichheit in Löhnen und außerhäuslichen Beschäftigungsmöglichkeiten und verdeutlichen den Wert von häuslichen und außerhäuslichen Tätigkeiten für Familie und Gesellschaft. Arbeit und eigenständiger Unterhalt schaffen individuelle Würde und mehren das gesellschaftliche Wohl. Patriarchale Herrschaft meint hier, dass Arbeit und Unterhalt vorenthalten werden und Frauen sich mit häuslichen Tätigkeiten zufriedengeben.

Im Einklang mit fortschrittlichen Denkern der Arbeiterbewegung wie August Bebel (1840–1913) imaginiert vor allem der sozialistische Flügel des Feminismus die Utopie einer Vergesellschaftung der Haus-, Familien- und Erziehungsarbeit, um Frauen auf Dauer den Zugang zum Öffentlichen zu gewährleisten. Dass dies zu politischen Konflikten mit „bürgerlichen" Feministinnen führt, die die weibliche „Andersartigkeit" und „Besonderheit" politisieren, versteht sich von selbst. Die Idee einer Vergesellschaftung der Reproduktion ist bis heute uneingelöste Utopie.

In den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts erobern sich Frauen den Zugang zu immer mehr (vereinzelt auch akademischen) Berufen, doch bleiben alle berufstätigen Frauen überall auf der Welt für die privaten Versorgungsarbeiten verantwortlich. Die feministische Theorie befasst sich deshalb bis heute mit folgenden Fragen: der ungleichen Bewertung und (Nicht-)Bezahlung häuslicher Arbeit sowie der ungerechten Bewertung und (Nicht-)Anerkennung sorgender Tätigkeiten (*care*). Auf dem arbeits- und lohnpolitischen Themenfeld liegt der Startpunkt beim Anspruch auf die Würde einer sinnvollen, finanziell absichernden Tätigkeit und die aktuelle

Forderung beim Anspruch auf Anerkennung und Gleichverteilung von Sorgearbeit als gesellschaftliche Tätigkeit, die im naturzerstörerischen, kapitalistisch-patriarchalen 21. Jahrhundert dringend gebraucht wird. Die alte Forderung nach Lohngleichheit bleibt akut, alte und neue Formen der Ausbeutung bis hin zur SklavInnenarbeit sind auf dem Vormarsch.

RECHT AUF POLITISCHE TEILHABE

Mit dem sozialdemokratischen und kommunistischen, aber auch dem sogenannten radikalen Flügel der Alten Frauenbewegung vieler Länder wird in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts das feministisch entscheidende Thema ganz vorn auf die Agenda platziert: das Frauenstimmrecht. Während die politischen Erfahrungen europäischer und nordamerikanischer Feministinnen sich bis dato auf unkonventionelle Partizipationsformen beschränken, legen die Kämpfe um Bildung und Arbeit nahe, für konventionelle Teilhabe zu streiten: aktives und passives Wahlrecht, nationale Repräsentation, Parteimitgliedschaft und -engagement, politische Forderungen aus dem sozial weiblichen Lebenszusammenhang. Weil die geschwisterlich gleiche Bürgerin mittlerweile gebildet und vernünftig ist sowie einer für Familie und Gemeinwohl sinnvollen Tätigkeit nachgeht, erwirbt sie sich zwingend das Recht auf politische Teilhabe. Patriarchale Herrschaft meint hier, dass das vornehmste demokratische Recht aus Machtanmaßung vorenthalten wird und Frauen lange nicht laut genug dafür streiten.

Keine andere deutschsprachige Theoretikerin des 19. Jahrhunderts hat überzeugender für das Frauenstimmrecht argumentiert als Hedwig Dohm (1831–1919).[09] Auch sie zeigt sich als scharfe Kritikerin des verlogenen, eitlen, ausbeuterischen, sexistischen männlichen und des heuchlerischen eigenen Geschlechts und damit als eine Meisterin des komplexen doppelten Motivs patriarchaler Herrschaftsanalyse. Dohm ist überzeugt: „Wahrhaftigkeit wohnt nur in den Seelen freier Menschen“,[10] und ergänzt: „Wenn nur eine einzige Frau das Stimmrecht fordert, so ist es Gewaltthat, sie an der Ausübung ihrer bürgerlichen Pflicht zu hindern.“[11] Frauen fordern das Stimmrecht als Recht, sittliche Notwendigkeit, Mittel der Veredelung, Gerechtigkeit und Demokratie.[12] In der Realgeschichte gebührt freilich das höchste Lob den englischen Suffragetten, diesen unerschrockenen, radikalen Kämpferinnen, die sich nicht scheuen, sich ausgesprochen ungehöriger, zugleich medial höchst wirksamer Mittel zu bedienen, um Aufmerksamkeit zu erzeugen.[13]

Dass Frauen in Deutschland dieses Jahr 100 Jahre Frauenwahlrecht feiern, darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Erringung des aktiven Wahlrechts noch immer nicht mit substanzieller Gleichheit (nicht nur) in Bezug auf das passive Wahlrecht verbunden ist. Der Deutsche Bundestag hat 2017 einen eklatanten Rückschritt von 37 auf knapp 31 Prozent Frauenanteil vollzogen; und Frauen kommen seltener über Direktmandate ins Hohe Haus. Die Hürden in parteiinternen Rekrutierungsverfahren, die benachteiligenden Grenzen von Mehrheitswahlsystemen, die Abwehr gegen Quotenmodelle (ob Gesetzesquoten, freiwillige Parteiquoten oder garantierte Sitze), die „andere“ mediale Präsentation von Politikerinnen variieren zwar von Land zu Land, doch verhindern all diese Hürden fast überall eine die Bevölkerung angemessen widerspiegelnde Zusammensetzung der Legislative, wie sie Anne Phillips (*1950) für einzig demokratisch legitim hält.[14] Während sich Feministinnen des 19. Jahrhunderts wünschen, dass Frauen ein „weibliches“ Element in die politische Öffentlichkeit tragen, verabschieden sich Demokratietheoretikerinnen im 21. Jahrhundert vom Differenzfeminismus und plädieren, wie Seyla Benhabib (*1950), Nancy Fraser (*1947) oder Martha Nussbaum (*1947), für Pluralität und inklusive BürgerInnenschaft. Sie wissen, dass quantitative Gleichheit keine qualitative Gerechtigkeit erzeugt; doch selbst die numerische Gleichheit steht weltweit aus.

Auf dem Themenfeld politische Teilhabe liegt der Startpunkt beim Anspruch auf formale demokratische Inklusion und der aktuelle Stand bei der Forderung nach emphatischer Anerken-

09 Siehe dazu auch den Beitrag von Susanne Maurer in dieser Ausgabe (*Anm. d. Red.*).

10 Hedwig Dohm, Der Frauen Natur und Recht. Zur Frauenfrage zwei Abhandlungen über Eigenschaften und Stimmrecht der Frauen, Neunkirch 1986 (1876), S. 46.

11 Ebd., S. 111.

12 Ebd., S. 159 f., S. 163, S. 168.

13 Vgl. Karl (Anm. 8), S. 61–78.

14 Vgl. Anne Phillips, Geschlecht und Demokratie, Hamburg 1995 (1991).

nung aller differenten Personen als freie und gleiche BürgerInnen. Derzeit fordern Feministinnen Paritätsgesetze nach französischem Vorbild, weil nur noch Gesetzesquoten schnell und effektiv gleiche Teilhabe herbeiführen können.

FREIHEIT VON GEWALT

Olympe de Gouges bezahlt ihre mutige Proklamation mit dem Leben, Judith Butler (*1956) denkt momentan über Bündnispolitiken unter dem Zeichen lebensbedrohender Prekarität nach. Bis heute erleiden und bekämpfen Frauen Gewalt in unzähligen Formen (der theoretischen Sortierung Johan Galtungs (*1930) folgend): als sexualisierte und körperliche personale Gewalt, als die strukturelle Gewalt gesellschaftlicher Ungleichheiten, als kulturelle Gewalt im Sinne subtiler Verankerungen von Abhängigkeit. Die Kritik der Ehe als Ort der Entmündigung und Körperverletzung gehört im Feminismus des 19. Jahrhunderts zu den bekannten Topoi; Frauen empören sich über ihre Situation als Eigentum von Vätern und Ehemännern. Im Feminismus der Neuen Frauenbewegung stammt eine der ersten und schärfsten Analysen von Kate Millett (1934–2017), die die Gewalt der Sexualpolitik bereits 1970 ausführlich beschreibt. Susan Brownmiller (*1935) analysiert früh das Verbrechen Vergewaltigung, Andrea Dworkin (1946–2005) die Pornografie. Weltweit bekämpfen Frauen-NGOs heute auch Genitalverstümmelung, sexualisierte Gewalt gegen Mädchen und Jungen, (Zwangs-)Prostitution, Frauenmorde als „Ehrverbrechen", Totalverhüllung, Sextourismus, Frauenhandel, Versklavung.

Bekanntlich wird Vergewaltigung in der Ehe in Deutschland erst 1997 zum Straftatbestand; noch einmal fast 20 Jahre braucht die strafrechtliche Verankerung des Prinzips „Nein heißt nein". 2017 schließlich wird in die Geschichte des Feminismus als jenes Jahr eingehen, in dem (zunächst vor allem prominente) Frauen ihre erschütternden Erfahrungen mit Belästigung und sexualisierter Gewalt einer globalen Öffentlichkeit offenbaren und damit dokumentieren, dass die vermeintliche Gleichheit nur die interessierte Leugnung von alltäglich fortbestehender Gewalt darstellt. Wie Young verdeutlicht: Unter anderem über Gewalt(androhung) wird Herrschaft permanent (re)produziert. Im Themenfeld Gewalt ist das zentrale Doppelmotiv nicht gültig; Zustimmung ist suspendiert, Empörung leitet Theorie und Politik seit 230 Jahren an.

Während „private" Formen personaler Gewalt seit Anbeginn des modernen Feminismus regelmäßig thematisiert werden, kommen „öffentliche" Formen personaler Gewalt vor allem im Kontext pazifistischer und antinationalistischer Strömungen ab dem Ersten Weltkrieg und in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts bezogen auf kollektive Gewaltexzesse zur Sprache: seien es die Massenvergewaltigungen in sämtlichen Kriegen, rassistische Vertreibungen („ethnische Säuberungen") oder Genozide. Hier ist personale Gewalt bezogen (nicht nur) auf Frauen meist sexualisierte Gewalt.

Auch wenn körperliche Unversehrtheit hier erst als viertes genannt wird, bedeutet das keinesfalls, dass sie einen nachrangigen Anspruch darstellt. Im Gegenteil spannt feministische Gewaltkritik einen zentralen Bogen von den Anfängen bis heute: von de Gouges' Proklamation bis zur aktuellen Sexismus-Debatte.

RECHT AUF SEXUELLE, REPRODUKTIVE UND GESCHLECHTLICHE SELBSTBESTIMMUNG

Für unkonventionelle Freiheiten in Liebe, Sexualität und Mutterschaft treten vor der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nur wenige Feministinnen offen ein, und kaum eine engagiert sich so unbeugsam wie die Sexualreformerin, Pazifistin und Radikale Helene Stöcker (1869–1943). Für Stöcker gehört es zu den Rechten, ja gar den Pflichten von Frauen, ihre Freiheit in Liebe, Sexualität und Mutterschaft zu realisieren und sich weder an bürgerlichen noch an gemäßigt-feministischen Konventionen zu orientieren. Die biografisch-politische Aufgabe besteht vielmehr in der Realisierung aller Potenziale; Würde bedeutet für Stöcker nicht konventionelle Seriosität, sondern die Pflicht zu Autonomie und Entfaltung in der persönlichen Lebensführung.[15] Stöcker verbindet nur ein Aspekt mit den Gemäßigten: Emphase für das angebliche Wesen der Frau, ihrer besonderen Denkart und emotionalen Konstitution.

Mit Ausnahme de Beauvoirs erscheint die radikal verstandene Freiheit zu liebender und sexuel-

15 Vgl. Helene Stöcker, Die Liebe und die Frauen, Minden 1908[2] (1893 ff./1906).

ler Selbstbestimmung erst wieder im Feminismus der Neuen Frauenbewegung. Betty Friedan (1921–2006) geißelt die Mystifizierung von Weiblichkeit, Shulamith Firestone (1945–2012) ruft zu einer kulturellen Revolution auf, Gena Corea (*1946) benennt die Gefahren der Gen- und Reproduktionstechnologien, Mary Daly (1928–2010) plädiert für lesbischen Separatismus, Butler analysiert die gesellschaftlichen Konstruktionsbedingungen von Geschlecht und Begehren. In diesem Themenfeld meint patriarchale Herrschaft heute die systemische Verweigerung frei gewählter Vorstellungen über die persönliche Identität und Lebensführung sowie die „sanfte Gewalt" zugewiesener Biografien.

Im Kontext des Selbstbestimmungsdiskurses analysieren Theoretikerinnen heute weitere Herrschaftsverhältnisse und entwürdigende Beschränkungen der Autonomie: im postkolonialen Diskurs, prominent artikuliert durch Gayatri Chakravorty Spivak (*1942), im religionskritischen Diskurs, vertreten durch islamische Feministinnen wie Fatima Mernissi (1940–2015), Nawal El Saadawi (*1931) und Shirin Ebadi (*1947). Intersektionalität ist die aktuell bedeutende Kategorie, um die Komplexität von Herrschaft auch zwischen Frauen zu markieren; ihre differenten Positionen überlagern und durchkreuzen ein gemeinsames Unterworfensein.

FEMINISMUS UND ANTIFEMINISMUS – NICHT ERST HEUTE

Feministische Ansprüche haben sich strukturell verändert, aber noch längst nicht erledigt. So auffällig der Wandel erscheinen mag, so bedrückend sind die Kontinuitäten. Je nach Perspektive könnte frau sich am bislang Erreichten erfreuen oder verzweifelt auf den noch langen Weg zur gleichen Freiheit blicken. Auf keinem der hier skizzierten Felder ist das Ziel erreicht. Noch ernüchternder wird die Diagnose, wenn die eben genannten „Kreuzungen" verschiedener Ungleichheiten in den Blick kommen. Hier steht die feministische Theorie noch am Anfang.

Das zeitgenössische Erstarken des „Antigenderismus" im Rechtspopulismus, die eklatanten anti- und postdemokratischen Ressentiments in vielen Demokratien und die multiplen globalen Krisenlagen bezogen auf Krieg, Armut und Naturzerstörung fordern feministische Theoretikerinnen heute massiv heraus. Doch Antifeminismus und Rückschläge sind in der Geschichte der Frauenfrage nichts Neues. In regelmäßigen Abständen werden Backlashes beklagt, der Tod des Feminismus oder seine vollständige Neuerfindung ausgerufen. Susan Faludi (*1959) hat 1991 umfassend diskutiert, dass und wie Angriffe auf emanzipatorische Fortschritte den raffinierten Versuch darstellen, frauenpolitisch erkämpfte Siege in Unglück bringende Niederlagen umzudeuten. Frauen wird suggeriert, dass ihr Fortschritt eigentlich einsam und unglücklich macht.[16] Faludi deutet diese Umdeutung so: „Es handelt sich um einen Präventivschlag, der die Frauen weit vor der Ziellinie stoppt."[17]

Der Antifeminismus gehört zum Feminismus gleichsam als andere Seite dazu. Die Angriffe von außen provozieren allerdings nach innen nicht selten Forderungen nach einer kritiklosen Vergemeinschaftung – eine Art feministische Burgmentalität, in der politische und politiktheoretische Debatten zum Schweigen gebracht werden. An die Stelle einer radikalen oder liberalen Allianzpolitik, die im Streit die Chance für Vielfalt und Stärke sieht, tritt dann Vereinheitlichung, die nachhaltig schwächt; statt gelebter Solidarität entstehen repressive Pseudosolidarisierungen. Für eine Theorie/Politik, deren würdigstes Ziel seit über 200 Jahren Demokratisierung heißt, sind undemokratische Binnenstrukturen eine Form der Selbstentwürdigung.

Sehr viel ließe sich von Lorde oder hooks lernen, die ihre Kritik am weißen Feminismus mit dem Plädoyer für einen würdevollen, schmerzvoll-offenen Austausch verbinden. Audre Lorde schreibt: „Nicht der Ärger anderer Frauen wird uns zerstören, sondern unsere Weigerung, anzuhalten, auf seinen Rhythmus zu hören, in ihn einzutauchen, um aus ihm zu lernen …".[18] Denn es muss auch im Feminismus gelten, dass der andern abgegolten wird, was ihr zusteht.

BARBARA HOLLAND-CUNZ
ist Professorin für Politikwissenschaft mit dem Schwerpunkt Politik & Geschlecht an der Justus-Liebig-Universität Gießen.
barbara.holland-cunz@sowi.uni-giessen.de

16 Vgl. Susan Faludi, Die Männer schlagen zurück. Wie die Siege des Feminismus sich in Niederlagen verwandeln und was Frauen dagegen tun können, Reinbek 1993 (1991).
17 Ebd., S. 23.
18 Audre Lorde, Vom Nutzen unseres Ärgers, in: Dagmar Schultz (Hrsg.), Macht und Sinnlichkeit. Ausgewählte Texte von Adrienne Rich und Audre Lorde, Berlin 1983 (1981), S. 97–108, hier S. 104.

DIE WIDERSPRÜCHE VERSTEHEN

(Anti-)Feminismus, Postfeminismus, Neoliberalismus

Rosalind Gill

In der englischsprachigen Welt gewann der Begriff „Postfeminismus" in den 1990er Jahren an Bedeutung – als eine Möglichkeit, Widersprüche und Ungereimtheiten in der Darstellung von Frauen verständlich zu machen. In der Medienkultur dieser Zeit wurden „Frauenpower" und weiblicher Erfolg zelebriert, gleichzeitig wurden Frauen, die in der Öffentlichkeit standen, intensiv und ablehnend begutachtet. Forderungen nach der Gleichstellung der Geschlechter standen einer wachsenden Frauenfeindlichkeit aus den Reihen der sogenannten Lad Culture gegenüber, wie die in den 1990er Jahren mit dem Britpop aufgekommene britische Jugendkultur bezeichnet wird. Äußerungen, der Feminismus habe sich erübrigt, gingen einher mit einem verstärkten Interesse am Geschlechterunterschied, wobei jedwede noch vorhandene Ungleichheit als Resultat naturgegebener Unterschiede und/oder einer freien Entscheidung von Frauen dargestellt wurde. Die vermeintliche Gewissheit früherer Zeiten lag in Trümmern; in dieser Phase existierte keine singuläre Vorgabe normativer Weiblichkeit, und ein ausgeprägter Sinn für weibliche Autonomie, Handlungsmacht und Wahlmöglichkeiten durchdrang die Mediendiskurse.[01] Überall schien Feminismus – um es mit der berühmten Formulierung der Soziologin Angela McRobbie auszudrücken – berücksichtigt, jedoch abgelehnt zu werden.[02] Wie sollten Feministinnen sich einen Reim auf diese komplizierte Zeit machen, in der jedem Anzeichen von Fortschritt etwas Beunruhigendes gegenüberstand?

Als Mittel der Intervention in diesem mehrdeutigen Kontext wurde „Postfeminismus" zum Schlüsselbegriff im feministischen Sprachgebrauch. In diesem Beitrag formuliere ich eine kritische Einführung des Begriffs und untersuche die langfristige Zweckmäßigkeit des Begriffs der „postfeministischen Sensibilität" in einer Zeit, in der wir sowohl einen Anstieg feministischer Aktivitäten und feministischer Sichtbarkeit erleben als auch einen ernüchternden Anstieg von Antifeminismus und Frauenfeindlichkeit. Meine Frage lautet: Inwieweit hilft der Begriff „Postfeminismus" heutigen Sozial- und Kulturanalytikerinnen, diese gegenläufigen Tendenzen zu verstehen?

POSTFEMINISMUS DEFINIEREN

Eine der Herausforderungen bei der Untersuchung von Postfeminismus liegt darin, dass der Begriff sehr unterschiedlich verwendet wird – und häufig undefiniert bleibt. Seit der ersten Erwähnung in den 1980er Jahren existieren drei grundlegende Perspektiven.

Im Rahmen der ersten Perspektive wurde Postfeminismus zuweilen als eine **neue theoretische Wende** innerhalb des Feminismus verstanden, nämlich als epistemologischer Bruch, der von „der Überschneidung des Feminismus mit anderen antifundamentalistischen Bewegungen herrührte, etwa der Postmoderne, dem Poststrukturalismus und dem Postkolonialismus".[03] Die Vorsilbe „Post" stand in diesem Sinne für Veränderung und Wandel und zudem für eine kritische Auseinandersetzung mit früheren oder anderen Formen des Feminismus. Vor allem stellte sie eine Herausforderung für die „dominante und kolonialisierende Stimme" des „hegemonialen" anglo-amerikanischen Feminismus dar;[04] ihr Aufkommen resultiert teilweise aus der Kritik seitens schwarzer Feministinnen beziehungsweise von Feministinnen aus Ländern des Globalen Südens, die das Recht weißer Frauen aus dem Globalen Norden hinterfragten, im Namen aller Frauen zu sprechen.[05]

Daneben und im Einklang damit stand die von Postmoderne und Poststrukturalismus gestellte kritische Aufgabe, zu hinterfragen, inwiefern sich feministische Theorie auf Metaerzählungen und totalisierende Konzepte (etwa „Patriarchat") stützte. Der Soziologin Anna

Yeatman zufolge bedeutet Postfeminismus bei einer Verwendung des Begriffs in diesem Sinne das „Erwachsenwerden" des Feminismus: imstande zu sein, Unterschiede zu tolerieren und über seine Verortung in Bezug auf andere intellektuelle und politische Bewegungen zu reflektieren.[06] An sich spricht dies für die Annahme, dass es sich um eine theoretische Orientierung oder Perspektive handelt. In der Praxis ist es jedoch schwer, Schriften zu finden, die den Begriff tatsächlich auf diese Weise operationalisieren. Nur wenige Wissenschaftlerinnen bezeichnen sich selbst in diesem Sinne als „Postfeministinnen", wie sie sich womöglich als postkoloniale oder poststrukturalistische Wissenschaftlerinnen bezeichnen würden.

Vertreterinnen einer zweiten These betrachteten Postfeminismus als eine **historische Schwerpunktverlagerung** innerhalb des Feminismus beziehungsweise als Teil seines kontinuierlichen Wandels. Eine solche Sichtweise stützt sich auf den Ansatz, Feminismus zu periodisieren – für gewöhnlich mittels Jahrzehnten oder Wellen; Postfeminismus gilt als eine Phase nach dem Höhepunkt der zweiten Welle des Feminismus. Insofern liegt hier ein Fokus auf einem Generationenwechsel, tritt der Postfeminismus doch gegen einen „älteren" Feminismus an und bietet sich als „mädchenhafte", „sexy" Form des Feminismus und mit Sicherheit als ein „Update" an.[07] Postfeminismus in diesem Sinne stellte die Vorstellung infrage, der einzig „wahre" Feminismus sei jener der zweiten Welle;[08] stattdessen wurde der Feminismus als dynamisch und in einem Prozess permanenter Veränderung begriffen, angetrieben von neuen Ideen und neuen Generationen von Feministinnen – bei denen Postfeminismus schlichtweg die neuste Version ist.

Wie ich an anderer Stelle ausgeführt habe,[09] war es zwar nützlich, Veränderung zu begrüßen und offen für neue feministische Ideen zu sein, doch lag die Schwierigkeit darin zu bestimmen, was den Kerninhalt von Postfeminismus ausmachen könnte, wenn es denn überhaupt einen gab, und sich daher damit zu befassen, wie dieser sich analytisch und politisch abgrenzen lässt. Muss jedes feministische Engagement und jede feministische Idee späteren Datums als die zweite Welle – mithin alles von Mitte der 1980er Jahre an – automatisch als zwingend „postfeministisch" betrachtet werden? Und falls ja, was trägt der Begriff zu unserem Verständnis bei, insbesondere was die – manchmal radikal – unterschiedlichen Ideen und Ziele angeht, die zu einem beliebigen Zeitpunkt verbreitet werden können? Darüber hinaus fällt das Fehlen eines Versuchs auf, Anspruch auf eine postfeministische Identität zu erheben – insbesondere im Gegensatz zu der bereitwilligen Übernahme von Positionen der dritten oder vierten feministischen Welle.[10]

Eine dritte Verwendung des Begriffs „Postfeminismus" bezieht sich auf Diskurse, die Teil einer **antifeministischen Gegenreaktion** (Backlash) darstellen. Das Buch der Journalistin Susan Faludi zum Backlash gegen den Feminismus machte die These einer Gegenreaktion populär. Wie Faludi aufzeigt,[11] wird der Feminismus häufig verantwortlich gemacht für die persönlichen, sozialen und wirtschaftlichen Probleme moderner Frauen. Dabei spielen konstruierte Beschwerden wie „Männermangel" oder „Unfruchtbarkeitswelle" sowie Figuren wie die „unglückliche Jungfer" oder die „verbissene Karrierefrau" eine Rolle.

01 Vgl. Rosalind Gill, Post-postfeminism? New Feminist Visibilities in Postfeminist Times, in: Feminist Media Studies 4/2016, S. 610–630.

02 Vgl. Angela McRobbie, The Aftermath of Feminism: Gender, Culture and Social Change, London 2009.

03 Ann Brooks, Postfeminisms: Feminism, Cultural Theory and Cultural Forms, London 1997, S. 1.

04 Lynne Alice, What is Postfeminism? Or, Having it Both Ways, in: Feminism, Postmodernism, Postfeminism: Conference Proceedings, Massey University, New Zealand 1995, S. 11.

05 Vgl. Chandra Talpade Mohanty, Under Western Eyes: Feminist Scholarship and Colonial Discourses, in: Feminist Review 30/1988, S. 61–88; bell hooks, Yearning: Race, Gender and Cultural Politics, London 1991; Patricia Hill Collins, Black Feminist Thought: Knowledge, Consciousness, and the Politics of Empowerment, London 1991; Heidi Safia Mirza (Hrsg.), Black British Feminism: A Reader, London 1997.

06 Vgl. Anna Yeatman, Feminism and Power, in: Women's Studies Journal 1/1994, S. 70–100.

07 Vgl. Patricia Lewis, Postfeminism, Femininities and Organization Studies: Exploring a New Agenda, in: Organization Studies 12/2015, S. 1845–1866.

08 Vgl. Joanne Hollows, Feminism, Femininity and Popular Culture, Manchester 2000.

09 Vgl. Rosalind Gill, Postfeminist Media Culture: Elements of a Sensibility, in: European Journal of Cultural Studies 10/2007, S. 147–166.

10 Vgl. Stacy Gillis/Gillian Howie/Rebecca Munford (Hrsg.), Third Wave Feminism, New York 2007[2]; Nicola Rivers, Postfeminism(s) and the Arrival of the Fourth Wave, London 2017.

11 Vgl. Susan Faludi, Backlash: The Undeclared War Against American Women, New York 1991.

Der wiederauflebende Sexismus in Medien und Populärkultur nach der zweiten Welle des Feminismus und als Reaktion auf diese ist vielfach analysiert worden;[12] mittlerweile sind eine Reihe unterschiedlicher Begriffe verfügbar: *retro sexism*, *new sexism*, *enlightened sexism* oder auch *flexible sexism*. Die Kulturwissenschaftlerin Sara Ahmed formuliert es wie folgt: „Unser Sexismus-Archiv ist voll. Unser Archiv ist vollgestopft."[13] Zeitgenössische Feministinnen (etwa die Protagonistinnen der #MeToo- oder #TimesUp-Initiative) dürften Erfahrungen mit Belästigung, Diskriminierung oder Missbrauch nicht als Backlash gegen den Feminismus erlebt haben, sondern schlichtweg als Beispiele für Sexismus – als Diskurse und Praktiken, die unsere nachdrückliche Kritik einfordern, und zwar weil sie gegen Frauen gerichtet sind, und nicht, weil sie den Feminismus per se attackieren. Um als antifeministische Gegenreaktionen zu gelten, muss meiner Ansicht nach nachgewiesen werden, dass es sich um spezifische Reaktionen auf den Feminismus handelt. Begriffe wie Backlash und *retro sexism* dienen dazu, bestimmte politische Projekte und den reaktiven wie auch den reaktionären Charakter zahlreicher zeitgenössischer Darstellungen und Diskurse hervorzuheben. Doch wenn in dieser dritten Perspektive auf den Postfeminismus angenommen wird, dass er mit dem Antifeminismus verschmolzen ist, wird ein entscheidender Aspekt übersehen, nämlich dass feministische und antifeministische Ideen häufig miteinander verwoben sind.[14]

POSTFEMINISMUS ALS SENSIBILITÄT

Genau dieses „Verwobensein" ist es, das dem gegenwärtigen Gender-Regime seine kulturelle Kraft und ein mächtiges Schutzschild gegenüber Kritik verleiht. Dieser Gedanke ist Kern von Theorien zu einer **postfeministischen Sensibilität**.[15] Analytikerinnen wie ich, die überwiegend mit diesem Begriff arbeiten, setzen Postfeminismus häufig in Verhältnis zu Feminismus – und zu Neoliberalismus. Die Medienwissenschaftlerinnen Yvonne Tasker und Diane Negra argumentieren, Postfeminismus habe mit dem „Vorbeisein" des Feminismus zu tun, egal „ob dieses vorgebliche Vorbeisein nun lediglich angemerkt, beklagt oder gefeiert wird".[16] Im Gegensatz dazu hebt Angela McRobbies einflussreiche These seine „Annullierung" hervor, der zufolge Feminismus zwar berücksichtigt und als Common Sense geltend gemacht, gleichzeitig jedoch gefürchtet und verworfen wird. Im postfeministischen Gender-Regime, so McRobbie, werde (jungen) Frauen zwar ein besserer Zugang zu bestimmten Freiheiten und Möglichkeiten eingeräumt (wie sexuelle Freiheiten und berufliche Chancen), allerdings nur unter der Voraussetzung, dass sie sich vom Feminismus als einer kollektiven politischen Bewegung für radikale gesellschaftliche Veränderung distanzieren.[17] Dies verweist auf das zutiefst komplizierte Wesen des Verhältnisses zwischen Feminismus und Postfeminismus – prinzipiell keines, das sich auf eine schlichte Gegenreaktion reduzieren ließe. Im Verhältnis zum Neoliberalismus lässt sich eine verblüffende Ähnlichkeit des idealtypischen neoliberalen Subjekts – autonom, frei entscheidend, unternehmerisch – mit postfeministischen Weiblichkeiten aufzeigen.[18] Und vielleicht handelt es sich bei Postfeminismus schlicht um geschlechtsspezifischen Neoliberalismus.[19]

Die Ansicht zu vertreten, Postfeminismus sei eine Sensibilität, bedeutet, Postfeminismus als einen Gegenstand der Analyse zu verorten, nicht als ein deskriptives Konzept, eine historische oder gar theoretische Perspektive. Es bedeutet, sich als kritische Analytikerin des Postfeminismus zu bezeichnen und nicht als postfeministi-

12 Vgl. Imelda Whelehan, Overloaded: Popular Culture and the Future of Feminism, London 2000; Judith Williamson, Sexism with an Alibi, 31.5.2013, www.theguardian.com/media/2003/may/31/advertising.comment; Susan Douglas, Enlightened Sexism: The Seductive Message that Feminism's Work Is Done, New York 2010.

13 Sara Ahmed, Introduction: Sexism – A Problem with a Name, in: New Formations 1/2015, S. 5–13, hier S. 13.

14 Vgl. McRobbie (Anm. 2).

15 Vgl. Gill (Anm. 9, Anm. 1); dies., The Affective, Cultural and Psychic Life of Postfeminism, in: European Journal of Cultural Studies, November 2017, http://journals.sagepub.com/doi/pdf/10.1177/1367549417733003.

16 Vgl. Yvonne Tasker/Diane Negra, Introduction: Feminist Politics and Postfeminist Culture, in: dies (Hrsg.), Interrogating Postfeminism: Gender and the Politics of Popular Culture, Durham–London 2007, S. 1–26, hier S. 1.

17 Vgl. McRobbie (Anm. 2).

18 Vgl. Rosalind Gill/Christina M. Scharff (Hrsg.), New Femininities: Postfeminism, Neoliberalism, and Subjectivity, London 2011.

19 Vgl. Gill 2017 (Anm. 15).

sche Analytikerin. Dies ist eine entscheidende Schwerpunktverlagerung; es gilt, das Augenmerk auf Postfeminismus als sich verbreitende Ideen, Bilder, Meme und sogar als Gefühlsstruktur zu richten. Diesbezügliche Arbeiten, vor allem in den Bereichen Medien- und Kulturwissenschaften, haben umfangreiche empirische Forschungsarbeiten und kritische Reflexionen über jene Ideen und Diskurse hervorgebracht, die die vorherrschende Geschlechterlandschaft in der zeitgenössischen Kultur prägen.[20] Anfängliche Untersuchungen drehten sich um einen „Kanon" kultureller Texte wie etwa die Serie „Sex and the City" oder das Buch und die Verfilmung des „Tagebuchs der Bridget Jones". Doch verbreitete sich der Begriff auch in anderen Kontexten, beispielsweise in den Gesundheitswissenschaften, in der Psychologie, in betriebswirtschaftlichen Studien, in der Männlichkeitsforschung sowie in transnationalen Kontexten.[21] Dieses kritische Herangehen an Postfeminismus schlägt darüber hinaus immer mehr eine intersektionale Richtung ein und stellt die Annahmen von Weißsein und Heteronormativität sowie den Fokus auf die Mittelschicht infrage.[22]

Eine wachsende Zahl von Schriften umreißt eine Reihe relativ stabiler Konturen beziehungsweise Merkmale einer postfeministischen Sensibilität in unterschiedlichen Kontexten. Zunächst einmal ist da die alles überragende Betonung des **Körpers**, zum einen als Ort der Weiblichkeit, zum anderen als entscheidender Punkt des Wertes von Frauen.[23] Während der Körper in der Spätmoderne für alle ein „Projekt" darstellen soll,[24] hat die an Frauen gerichtete Aufforderung, an ihrem Körper zu arbeiten und ihn zu perfektionieren, ein solches Ausmaß angenommen, dass bereits angemerkt wurde, das Patriarchat habe sich in den Bereichen Mode und Beauty reterritorialisiert.[25] Ein grundlegender Aspekt hierbei ist die Implikation, derlei „ästhetische Arbeit" sei frei gewählt und nicht kulturell eingefordert: Frauen machten sich einfach „eine Freude", statt dass sie sich aufgrund starken äußeren Drucks so verhielten. Dies wiederum ist Teil eines breiteren, tiefer greifenden Bekenntnisses zu Vorstellungen von Selbsttransformation, die ein geschlechtsspezifisches wie auch rassen- und klassenspezifisches „Makeover-Paradigma" darstellen, das zunehmend über den Körper hinausgeht und die Umgestaltung der **Psyche** erfordert.[26] Eingebettet in Diskurse zu Selbstbestimmung, Übernahme von Kontrolle und Emanzipation, wird das postfeministische Subjekt aufgefordert, sich auf eine Art und Weise selbst zu überwachen, zu disziplinieren und umzugestalten, die immer intensiver, umfangreicher und psychologisierter wird.[27]

Ein weiteres viel diskutiertes Merkmal postfeministischer Medienkultur ist die verstärkte **Überwachung** von Frauen. Diese zeigt sich bei vielerlei Gelegenheiten – etwa am beispiellosen Niveau peinlich genauer Begutachtung und feindseliger Beurteilung, die dem Körper von Prominenten in sämtlichen Medien zuteil wird, und an der frappierenden kommerziellen Kolonialisierung von Frauenkörpern in der Werbung. Hinzu kommt in jüngerer Zeit die explosionsartige Verbreitung von Apps, die darauf ausgelegt sind, komplette Lebensbereiche von Frauen zu erfassen, zu überwachen und auszuwerten.[28] Bemerkenswert ist ferner die Verbreitung multilateraler Überwachungstätigkeiten, beispielsweise in sozialen Netzwerken wie Facebook oder Instagram. Im Rahmen einer aktuellen Untersuchung hebt die Medienwissenschaftlerin Alison Winch die Verbreitung eines sogenannten *girlfriend gaze* hervor, ein Blick auf die andere, der ihrer Argumentation zufolge charakteristisch für „postfeministische Schwesterlichkeit" ist.[29] Gestützt auf diese Argumentation, bringen die Medienwissenschaftlerin Adrienne Evans und die Psychologin Sarah Riley vor, es gebe heute

20 Vgl. Gill (Anm. 9); Tasker/Negra (Anm. 16); McRobbie (Anm. 2).

21 Vgl. Simidele Dosekun, For Western Girls Only? Post-feminism as Transnational Culture, in: Feminist Media Studies 6/2015, S. 960–975.

22 Vgl. Jess Butler, For White Girls Only? Postfeminism and the Politics of Inclusion, in: Feminist Formations 1/2013, S. 35–58.

23 Vgl. Alison Winch, Brand Intimacy, Female Friendship and Digital Surveillance Networks, in: New Formations 1/2015, S. 228–245.

24 Vgl. Mike Featherstone, Consumer Culture and Postmodernism, London 1990.

25 Vgl. McRobbie (Anm. 2).

26 Vgl. Gill (Anm. 9); McRobbie (Anm. 2).

27 Vgl. Gill 2017 (Anm. 15).

28 Vgl. Deborah Lupton, Beyond the Quantified Self: The Reflexive Monitoring Self, 28.7.2014, https://simplysociology.wordpress.com/2014/07/28/beyond-the-quantified-self-the-reflexive-monitoring-self; Ana Sofia Elias/Rosalind Gill, Beauty Surveillance: The Digital Self-monitoring Cultures of Neoliberalism, in: European Journal of Cultural Studies, Juni 2017 (online).

29 Vgl. Alison Winch, Girlfriends and Postfeminist Sisterhood, London 2013.

ein spezifisch postfeministisches, in homosoziale Kontrollformen eingebundenes System der Blicke, wie man es beispielsweise bei der Gewichtskontrolle finde, beim *slut-shaming* – bei dem Frauen beziehungsweise Mädchen wegen ihres sexuellen Verhaltens angegriffen oder ihnen Schamgefühle eingeredet werden – oder bei Debatten darüber, ob eine Frau sich einer Schönheitsoperation unterzogen hat.[30] In einer postfeministischen Kultur ist Überwachung ein feministisches Thema.[31]

Interpretationen geschlechtsspezifischer Subjektivitäten und Verhältnisse wandeln sich, und Postfeminismus ist, weiter gefasst, an der Entstehung einer Reihe charakteristischer „neuer Weiblichkeiten" beteiligt.[32] Ein Beispiel hierfür ist die Veränderung in der Darstellung der **Sexualität** von Frauen. Medienanalysen zufolge präsentierten entsprechende Darstellungen in den 1970er und frühen 1980er Jahren Frauen im Wesentlichen als schwache, gänzlich mit einem engen Spektrum von geschlechtsspezifisch klischeehaften Interessen beschäftigten Wesen und als in den Augen des männlichen Betrachters passive Sexualobjekte. Was die Intimsphäre anging, so standen vor allem weibliche Unsicherheit, Unkenntnis und das Bedürfnis, geliebt zu werden, im Fokus.

In der postfeministischen Medienkultur hingegen stellen wir eine auffällige Verlagerung von diesen „traditionellen" Formen der Verobjektivierung auf die Definition von Frauen als aktive, selbstbewusste, begehrende Sexualsubjekte fest. Möglicherweise handelt es sich hier schlichtweg um eine Objektivierung in einer neuen Form, doch ist diese Verlagerung nichtsdestotrotz signifikant. Anstelle der Vorstellung, der Wert von Frauen auf dem heterosexuellen Markt (und darüber hinaus) bemesse sich an ihrer Unschuld und ihren jungfräulichen Eigenschaften, ist eine Betonung von sexueller Kenntnis, Erfahrung und Geschicklichkeit getreten, da derlei für die Operationalisierung „sexueller Techniken" vonnöten sei.[33] Vor allem werden Ästhetik und Praktiken der Porno- beziehungsweise Sexindustrie als Vorlagen für die Definition eines widersprüchlichen postfeministischen weiblichen Subjekts weiterentwickelt, nämlich dem der „sexuellen Unternehmerin".[34] Hierbei wird zwingend sexuelle Aktivität von Frauen eingefordert,[35] jedoch innerhalb eng definierter Parameter, die überwacht werden. Das nötigt Frauen dazu, zu vermeiden, zu „sexy" oder „nuttig" aufzutreten oder auch zu „sachkundig" oder „versiert" zu wirken, um Männer nicht zu „vergraulen" oder zu „bedrohen".

Das eingeforderte „Unternehmertum" beschränkt sich nicht auf „Sexy-Sein" oder die Arbeit an der Aufwertung des Körpers oder seiner Vermarktung. Diese Beispiele sind Belege für einen wesentlich umfassenderen Trend zu einem **unternehmerischen Selbst**, das eng mit dem Neoliberalismus verbunden ist. Dieser ist gekennzeichnet durch Aufforderungen, am eigenen Ich zu arbeiten, es zu disziplinieren, zu verbessern und zu optimieren. In Kulturen, die von einer postfeministischen Sensibilität gekennzeichnet sind, stehen Vorstellungen von individueller Entscheidungsfreiheit und Handlungsmacht im Rampenlicht und werden ständig zitiert. Zu den tief greifenden Konsequenzen zählt die Implikation, Frauen unterlägen keinerlei sozialen Ungerechtigkeiten oder Herrschaftsverhältnissen mehr, die sie behindern könnten: Ihr Leben, so versichert man uns, sei einzig und allein das Ergebnis ihrer eigenen Entscheidungen. Sowohl in der postfeministischen Sensibilität als auch allgemein in vom Neoliberalismus gekennzeichneten Kulturen sind Redeweisen, mit denen Strukturen und Kultur zur Sprache gebracht werden, bedeutungslos geworden. Verbliebene Machtunterschiede zwischen Frauen und Männern werden allesamt als Resultat individueller Entscheidungen verstanden, nicht als das von kulturellen Kräften oder ungerechten soziopolitischen Systemen. Ungleichheiten werden zunehmend „unaussprechlich",[36] zum einen, weil sie die

30 Vgl. Adrienne Evans/Sarah Riley, Technologies of Sexiness: Sex, Identity, and Consumer Culture, Oxford 2014.

31 Rosalind Gill, Surveillance Is a Feminist Issue, in: Tasha Oren/Andrea Press (Hrsg.), The Routledge Handbook of Contemporary Feminism, New York 2018 (i. E.).

32 Vgl. Gill/Scharff (Anm. 18).

33 Vgl. Hilary Radner, Pretty is as Pretty Does: Free Enterprise and the Marriage Plot, in: Jim Collins/dies./Ava Collins (Hrsg.), Film Theory Goes to the Movies, New York 1993, S. 56–76.

34 Laura Harvey/Rosalind Gill, Spicing it up: Sexual Entrepreneurs and the Sex Inspectors, in: Gill/Scharff (Anm. 18), S. 52–67.

35 Vgl. Melissa Burkett/Karine Hamilton, Postfeminist Sexual Agency: Young Women's Negotiations of Sexual Consent, in: Sexualities 7/2012, S. 815–833.

36 Rosalind Gill, Unspeakable Inequalities: Post Feminism, Entrepreneurial Subjectivity, and the Repudiation of Sexism among Cultural Workers, in: Social Politics 4/2014, S. 509–528.

neoliberale Hegemonie herausfordern, zum anderen aufgrund einer weitverbreiteten *gender fatigue,*[37] einer Ermüdung, als Teil einer breiteren, vom Postfeminismus geförderten „Kultur der Post-Kritik".

Klar ist zudem, dass Postfeminismus ein psychisches Leben hat und auch ein ausgeprägtes affektives, auf Gefühle bezogenes Leben, ähnlich dem des Neoliberalismus,[38] das Subjektivitäten formt. In ihrer Abhandlung von 2009 brachte McRobbie die Sprache auf etwas, das sie als postfeministische „Melancholie" in der zeitgenössischen Kultur identifizierte. Geschlechtsspezifische Nöte in Form von Essstörungen, Selbstverletzung und bestimmten Suchtformen, so McRobbie, „wurden als etwas Vorhersehbares, Therapierbares akzeptiert, etwas, das medizinisch behandelt und nicht einer nachhaltigen gesellschaftlichen Hinterfragung unterzogen werden musste".[39] Vor allem hebt sie die Normalisierung weiblicher Not vor dem Hintergrund wiederholter Aufforderungen gegenüber Mädchen und Frauen hervor, sich als stark, erfolgreich, als Gewinnerinnen in der neuen Geschlechterordnung wahrzunehmen. Ohne jede Begrifflichkeit (beispielsweise Feminismus), um ihre Erfahrungen von Schmerz, Leiden oder Scheitern als strukturell verursacht zu begreifen, so McRobbie, wurden eine Reihe „postfeministischer Störungen" zu Vehikeln für den Ausdruck einer „undeutlichen Wut" junger Frauen, die letztendlich einen Schmerz materialisiere, der in politischer Hinsicht „unaussprechlich" sei.

In neueren Arbeiten wurden einige andere Merkmale der **Gefühlslandschaft** des Postfeminismus untersucht: „falscher Trotz",[40] „performative Schamlosigkeit"[41] sowie Redeweisen von Selbstverwirklichung und Inspiration[42] – von der Selbsthilfe bis hin zu Grußkarten, auf denen dazu aufgefordert wird, zu „leben, lieben, lachen" oder zu „tanzen, als schaue niemand zu". Die „Emotionsregeln" des Postfeminismus bringen ein Subjekt hervor, das heiter, positiv und fortwährend zuversichtlich ist, und dies dergestalt, dass bestimmte affektive und Daseinszustände zu verleugnen und abzulehnen sind, vor allem Opfergefühle, Groll und Wut, da diese mit der „feministischen Spaßbremse" assoziiert werden.[43] Dagegen gehören „Belastbarkeit", „Fröhlichkeit", „Mumm" und „Selbstvertrauen" zu den Charaktereigenschaften, die in der postfeministischen Kultur zunehmend gefeiert werden. Die neue Bedeutung, die den Vorstellungen von Charakter und Verhalten zuteil wird, passt perfekt zu dem Schwerpunkt, den der neoliberale Kapitalismus auf Individualismus und die Notwendigkeit von Subjekten legt, die risikobereit sind, Verantwortung für sich selbst übernehmen und dann, wenn es schief geht, die wichtige Eigenschaft besitzen, sich „nicht unterkriegen" zu lassen.

FEMINISMUS, ANTIFEMINISMUS UND FRAUENFEINDLICHKEIT

Diese kurze Darstellung gewährt Einblick in die groben Konturen des Postfeminismus, eine Sensibilität, die immer hegemonialer wird. Im Vergleich mit einem Jahrzehnt zuvor hat der Postfeminismus seine Rolle in der zeitgenössischen Kultur gefestigt; heute fällt es schwerer, seine Grenzen oder Konturen auszumachen, und es ist auch schwieriger, ihn als ein neuartiges und charakteristisches Gebilde zu erkennen. Er ist das „neue Normale" geworden, ein weithin als selbstverständlich erachteter Common Sense, der als geschlechtsspezifische Iteration des Neoliberalismus fungiert. Nichtsdestotrotz koexistiert Postfeminismus mit (mindestens) zwei weiteren einflussreichen zeitgenössischen Diskursen zu Gender, nämlich Feminismus und Frauenfeindlichkeit.

In den vergangenen Jahren hat Feminismus ein extrem hohes Maß an Aufmerksamkeit erlangt. Feministische Bücher führen die Bestsel-

37 Elisabeth K. Kelan, Gender Fatigue: The Ideological Dilemma of Gender Neutrality and Discrimination in Organisations, in: Canadian Journal of Administrative Sciences 3/2009, S. 197–210. Vgl. auch Sara Ahmed, On Being Included: Racism and Diversity in Institutional Life, Durham 2012.

38 Vgl. Christina Scharff, The Psychic Life of Neoliberalism: Mapping the Contours of Entrepreneurial Subjectivity, in: Theory, Culture & Society 6/2016, S. 107–122.

39 McRobbie (Anm. 2), S. 112.

40 Vgl. Rosalind Gill/Akane Kanai, Mediating Neoliberal Capitalism: Affect, Subjectivity and Inequality, in: Journal of Communication 2018 (i. E.).

41 Vgl. Amy Shields Dobson, Postfeminist Digital Cultures: Femininity, Social Media, and Self-representation, New York 2015.

42 Vgl. Rosalind Gill/Shani Orgad, Confidence and the Remaking of Feminism, in: New Formations 2017, S. 16–34; Margaret Henderson/Anthea Taylor, Postfeminism Down Under: The Australian Postfeminist Mystique, Abingdon u. a. 2018 (i. E.).

43 Vgl. Sara Ahmed, The Promise of Happiness, Durham 2010.

lerlisten an, Hochglanzmagazine lancieren „Feminismusthemen". Musikerinnen, Models und andere Prominente betonen mit Stolz ihre feministische Identität, und Storys über ungleiche Bezahlung oder sexuelle Belästigung sind zum Stoff für Schlagzeilen und Nachrichtensendungen in der Hauptsendezeit geworden. Zum Zeitpunkt der Abfassung dieses Textes vergeht kaum ein Tag, ohne dass ein neuer Skandal aufkommt, und mit ihrem Protest erobern Frauen die Straßen zurück und nutzen das Internet, um Fälle publik zu machen, ihr Schweigen zu brechen und Solidarität zu üben. Feminismus ist „angesagt", „cool" und hat eine „neue Sichtbarkeit" erlangt.[44]

Mitunter wird die Ansicht vertreten, die dem Feminismus zugestandene neue kulturelle Bedeutung hieße, wir sollten „Postfeminismus" radikal überdenken, den Begriff womöglich sogar aus unserem kritischen Wortschatz streichen.[45] An anderer Stelle bin ich darauf im Detail eingegangen, habe dabei den Begriff in Schutz genommen und argumentiert, dass wir weit von einem Post-Postfeminismus entfernt sind.[46] Ich halte es für notwendig, Unterscheidungen zwischen verschiedenen Formen von vermitteltem Feminismus vorzunehmen; Mainstream- oder neoliberaler Feminismus haben womöglich wenig gemeinsam mit dem Feminismus von Aktivistinnen, die gegen Mittelkürzungen oder Abschiebungen protestieren, und dieser Feminismus hat wiederum womöglich kaum etwas zu tun mit medialen Konstruktionen von Feminismus als jugendliche, stylische (Prominenten-)Identität. Feministische Sichtbarkeiten sind, mit einem Wort, uneinheitlich.

Die neue Sichtbarkeit von (einigen Formen des) Feminismus wirft eine Reihe komplexer Fragen darüber auf, inwieweit Postfeminismus in Relation zu Feminismus definiert ist – oder definiert werden sollte. Meiner Ansicht nach muss die durch die Vorsilbe „Post" implizierte historische Linearität hinterfragt werden; Postfeminismus ist ebenso eine neoliberale Sensibilität wie eine durch das Verhältnis zum Feminismus definierte. Auffällig ist die Dynamik und Anpassungsfähigkeit der Sensibilität, ihre Fähigkeit, sich in Bezug auf neue Ideen zu verändern und zu mutieren. Dies zeigt sich anschaulich daran, dass postfeministische Logik gegenwärtig über das Zelebrieren (einer bestimmten Form) des Feminismus funktioniert und nicht, wie es zuvor der Fall war, über seine Ablehnung.[47]

Tatsächlich haftet dem gegenwärtigen Zelebrieren des Feminismus, das in der Medienkultur die Runde macht, häufig ein ausgeprägter postfeministischer und neoliberaler Tenor an.[48] Die neue Leuchtkraft des Feminismus existiert in einer Umgebung, die bestenfalls höchst widersprüchlich und schlechtestenfalls zutiefst frauenfeindlich ist. Wenn Feminismus populär ist, dann ist es bösartige Frauenfeindlichkeit ebenfalls[49] – Hasstiraden und Provokationen in Online-Medien oder Doxing (das internetbasierte Zusammentragen und anschließende Veröffentlichen personenbezogener Daten, zumeist mit bösartigen Absichten gegenüber den Betroffenen) sind hierfür Beispiele.[50] Ebenso, wie es diverse Ausrichtungen im Feminismus gibt, so tritt auch Frauenfeindlichkeit in unterschiedlichen Formen zutage. Frauenfeindlichkeit ist älter als Feminismus und nimmt kulturübergreifend eine Fülle von Gestalten an. Vielleicht am wichtigsten in Bezug auf mein hier vorgebrachtes Argument sind die ausufernden Formen von Frauenfeindlichkeit, die eindeutig antifeministisch sind und Versuche darstellen, Frauen einzuschüchtern, zum Schweigen zu bringen und anzugreifen, wenn sie als Feministinnen das Wort ergreifen.

Erschreckenderweise sind bösartige Attacken und Drohungen von Vergewaltigung, Folter und sexualisiertem Mord ein allzu präsen-

44 Vgl. Sarah Banet-Weiser, Empowered: Popular Feminism and Popular Misogyny in an Economy of Visibility, Durham 2018 (E-Book); Jessica Valenti, When Everyone is a Feminist, is Anyone?, 24.1.2014, www.theguardian.com/commentisfree/2014/nov/24/when-everyone-is-a-feminist; Jessalynn Keller/Maureen Ryan, Call for Papers: Problematizing Postfeminism, 2014.

45 Vgl. dies., Call for Papers: Emergent Feminisms and the Challenge to Postfeminist Media Culture, 2015; Hanna Retallack/Jessica Ringrose/Emilie Lawrence, „Fuck your Body Image": Teen Girls' Twitter and Instagram Feminism in and around School, in: Julia Coffey/Shelley Budgeon/Helen Cahill (Hrsg.), Learning Bodies: The Body in Youth and Childhood Studies, New York 2016, S. 85–103.

46 Vgl. Gill (Anm. 1).

47 Vgl. Christina M. Scharff, Repudiating Feminism: Young Women in a Neoliberal World, Farnham 2012.

48 Vgl. Gill (Anm. 1); Catherine Rottenberg, The Rise of Neoliberal Feminism, in: Cultural Studies, 3/2014, S. 418–437.

49 Vgl. Banet-Weiser (Anm. 44).

50 Vgl. Emma A. Jane, „Your a Ugly, Whorish, Slut". Understanding E-bile, in: Feminist Media Studies 4/2014, S. 531–546; Jacqueline Ryan Vickery/Tracy Everbach, Mediating Misogyny: Gender, Technology and Harassment, New York 2017.

ter Bestandteil im Alltag für viele – vielleicht die meisten – Frauen im öffentlichen Leben geworden, ob Journalistinnen, Akademikerinnen, Aktivistinnen, Prominente oder Politikerinnen. Jess Phillips, eine für ihre fortschrittliche Gender-Politik bekannte Unterhausabgeordnete der Labour-Party, erhob 2017 ihre Stimme, nachdem sie *an einem einzigen Tag* 600 Vergewaltigungs- und Todesdrohungen erhalten hatte. Diese Form brutaler und bösartiger antifeministischer Frauenfeindlichkeit hat eindeutig verheerende Auswirkung auf die Individuen, die ihr ausgesetzt sind. Doch darüber hinaus wirkt sie auch auf viele andere einschüchternd, bringt sie zum Schweigen und hat zerstörerische Wirkung auf das öffentliche Leben. Die Kommunikationswissenschaftlerin Sarah Banet-Weiser formuliert es in ihrem neuen Buch wie folgt: „Wenn US-Präsident Donald Trump Frauen in der Politik und den Medien ganz selbstverständlich mit frauenfeindlichen und rassistischen Beleidigungen angreifen und sogar beiläufig andeuten kann, Frauen ‚zwischen die Beine zu greifen', und dies dann ebenso beiläufig als ‚Geschwätz in der Umkleidekabine' abtut; wenn zahlreiche junge Frauen nach dem Posten von Videos in sozialen Medien mit hasserfüllten und brutalen Kommentaren rechnen müssen, die sie beschämen und ihren Körper beurteilen, wenn ‚Rape Culture' als gemeinsames Merkmal der meisten College-Campus in den Vereinigten Staaten genannt wird, dann hat sich Frauenfeindlichkeit von fragwürdigen Ausdrucksformen und Praktiken hin zu einem strukturierenden, oft unsichtbaren Kontext für unser alltägliches Leben und unsere tägliche Routine verändert."[51]

FAZIT

Postfeminismus ist einer der strukturierenden Kontexte für das Leben von Frauen im zweiten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts. Er besitzt eine kulturelle Kraft, aber auch ein affektives und psychisches Leben, das eine zunehmend individuelle und neoliberale Subjektivität prägt. Postfeminismus existiert als in wachsendem Maße hegemonialer Common Sense, koexistiert aber mit anderen in Bezug auf Gender kursierenden Ansätzen und reagiert in mancher Hinsicht auf sie. Ich habe versucht darzulegen, dass das zeitgenössische kulturelle Feld sich aus feministischen, postfeministischen und antifeministischen Ideen zusammensetzt und diese in einem Zusammenspiel von dynamischer Spannung zirkulieren und koexistieren. Statt Postfeminismus als theoretische Perspektive, historische Epoche oder (nur) als Gegenreaktion zu betrachten, halte ich es für zielführend, ihn als eine zeitgenössische Sensibilität zu betrachten, die mit anderen koexistiert.

Indem wir gegenüber dem Postfeminismus als Studienobjekt eine kritische Haltung einnehmen, begreifen wir, inwiefern er sich feministische und antifeministische Ideen sowohl aneignet als auch ablehnt. Es ist daher unerlässlich, dass wir den Aufstieg des populären Feminismus zusammen mit der sich rasch verschärfenden Frauenfeindlichkeit und der andauernden kulturellen Kraft des Neoliberalismus betrachten. Von entscheidender Bedeutung ist es zudem, dass wir Konzepte von Postfeminismus erarbeiten, die sowohl Kontinuität als auch Veränderung theoretisch untermauern können und Wandel nicht bloß in Hinsicht auf simple Verlagerung begreifen – als ob das Aufkommen einer Idee eine andere automatisch in den Hintergrund rücken würde.[52] Die zeitgenössische kulturelle Formation und die ihr innewohnenden Subjektivitäten werden von vielerlei Ideen und Werten geprägt. Eine Möglichkeit, ihr durch und durch gesellschaftliches und strukturiertes Wesen zu dokumentieren, stellt der Begriff einer „postfeministischen Sensibilität" dar.

Übersetzung aus dem Englischen: Peter Beyer, Bonn.

ROSALIND GILL
ist Professorin für Social and Cultural Analysis an der City, University of London.
rosalind.gill.2@city.ac.uk

51 Banet-Weiser (Anm. 44).
52 Vgl. Gill (Anm. 1).

VON DER SORGEARBEIT BIS #METOO

Aktuelle feministische Themen und Debatten in Deutschland

Ilse Lenz

Die feministischen Debatten sind erneut entbrannt.[01] Sie laufen kreuz und quer sowohl unter FeministInnen als auch zwischen ihnen und VertreterInnen verschiedener linker, liberaler und konservativer Positionen. Weiteren Diskussionsstoff liefert der zunehmende Antifeminismus. Aber was heißt „Feminismus" heute? Darunter werden Denkweisen und Praktiken verstanden, die die hegemonialen Vorstellungen von Geschlecht, sozialer Ungleichheit und Herrschaft kritisieren. Zugleich fordert der Feminismus individuelle Selbstbestimmung, Gleichheit, Verbundenheit und demokratische Partizipation. Dabei beschränkt er sich nicht auf den öffentlichen Raum, sondern er bezieht die persönlichen, individuellen Räume mit ein und betrachtet die Wechselwirkungen zwischen ihnen. So kritisiert er nicht nur die Gewalt in öffentlichen Konflikten oder im Krieg, sondern auch die sexualisierte Gewalt und sexuellen Missbrauch zu Hause. So setzt er sich für Veränderungen der Geschlechterverhältnisse wie auch der gesellschaftlichen Ungleichheit generell ein.[02]

Allerdings sollte man eher von Feminismen sprechen: im Plural, weil sie sich in ihren Anliegen wie Selbstbestimmung, Arbeit und Bildung wie auch in ihren kulturellen, regionalen und sozialen Kontexten unterscheiden. Die Vielfalt der Feminismen resultiert aus drei Zusammenhängen: Historisch bildeten sie sie sich in verschiedenen Kontexten der Moderne heraus, von der Frühmoderne bis zur heutigen Globalisierung. Räumlich entwickelten sie sich weltweit in verschiedenen Gesellschaften im Norden, Süden und Osten. Thematisch beziehen sie sich auf unterschiedliche Geschlechterkonzepte und Gesellschaftstheorien sowie auf gesellschaftliche Grundfragen wie die Selbstbestimmung über Körper, Sexualitäten und Gebären, die Gleichheit in der Arbeit und der Politik oder den Kampf gegen Gewalt und Krieg. Diese vielfältigen Feminismen standen und stehen in wechselseitigem Austausch und beeinflussen einander auf lokaler, nationaler und globaler Ebene. Ein neues eindrucksvolles Beispiel bildet die #MeToo-Kampagne, die von den USA ausging und rund um die Welt aufgegriffen und weitergeführt wurde.

Zwischen Feminismen und Frauenbewegungen wie auch der Geschlechterforschung ist zu unterscheiden. Denn **Feminismen** richten sich vor allem auf kritische Denkweisen, während **Frauenbewegungen** sich dadurch auszeichnen, dass Frauen (und emanzipative Männer) handeln, um einen grundlegenden Wandel hin zu Geschlechtergleichheit zu erreichen. Die **Geschlechterforschung** ist demgegenüber eine interdisziplinäre Wissenschaftsrichtung, die kulturelle und soziale Verhältnisse aus einer Geschlechterperspektive kritisch erforscht und sich dabei auf wissenschaftliche Theorien und Methoden stützt. Allerdings zeigen sich trotz dieser Unterscheidungen auch Übergänge.

Weitgehend einig sind sich die unterschiedlichen Feminismen heute darüber, dass Geschlecht kein Schicksal ist, das von der Biologie bestimmt wird. Vielmehr wird es durch kulturelle und soziale Prozesse in bestimmten Kontexten gestaltet. Das zeigt schon der interkulturelle Vergleich, der eine große Vielfalt von Geschlechternormen sichtbar werden lässt. Die Grundthese lautet knapp: Geschlecht ist sozial konstruiert. Der englische Begriff dafür lautet „Gender".

Viele Feminismen kritisieren auch die Vorstellung, dass Menschen in zwei Geschlechter eingeordnet werden können. Nach dieser „Zweigeschlechtlichkeit" sind Menschen ent-

weder „Frauen“ oder „Männer“ – und es gibt nichts dazwischen. Neuere Untersuchungen zeigen aber, dass die Geschlechtsentwicklung sich aus komplexen körperlich-sozialen Wechselwirkungen ergibt.[03] Das Bild eines Spektrums oder von Übergängen zwischen den Geschlechtern ist daher eher angemessen; „Geschlecht“ in diesem Sinne eröffnet Möglichkeiten und Fragen, sucht Freiheiten und Selbstbestimmung im Umgang damit.

Die Feminismen behaupten allerdings keineswegs, dass Geschlecht beliebig wählbar wäre und Menschen gar zwischen verschiedenen Gendern hin- und herspringen könnten. Denn indem Geschlecht als biologisch bestimmte Natur aufgefasst und im Wissen verankert wird, wird es zur Herausforderung wie zur Zwangsnorm für die Menschen, die ihre Selbstbilder und Lebensentwürfe in Auseinandersetzung damit entwickeln und gewinnen. Keine Frau, keine Lesbe (und immer weniger Männer) entgehen etwa der Anforderung, sich mit Körpernormen bezogen auf Aussehen und Gewicht auseinanderzusetzen und ihren eigenen Weg zu finden. Wenn man Geschlecht als Fragezeichen denkt, fokussiert man die damit verbundenen Zwänge, Ambivalenzen und Freiheitschancen.

Auch die feminismuskritischen Strömungen unterscheiden sich: Die **AntifeministInnen** mobilisieren offensiv gegen Feminismen und gegen Gleichstellungspolitik, während sie eine ausschließliche Zweigeschlechtlichkeit von Mann und Frau und eine ungleiche Arbeitsteilung vertreten. Gesellschaftspolitisch beziehen sie verschiedene Positionen von neoliberal über rechtspopulistisch bis rechtsextrem. Eine weitere Strömung ist der **Geschlechtskonservativismus**. Er vertritt eine klare Zweigeschlechtlichkeit von Mann und Frau und eine ungleiche Arbeitsteilung in der Familie mit dem Mann als Ernährer und der Frau als Hausfrau und Mutter. Während er den Geschlechtsunterschied betont, zeigt er auch Anerkennung und Wertschätzung gegenüber Frauen, die einer konservativen Weiblichkeitsnorm folgen. Das Verhältnis zu Homosexualität ist ambivalent oder ablehnend. Die **Feminismus-** oder **Genderkritik** ist keineswegs mit dem Antifeminismus oder dem Geschlechtskonservatismus gleichzusetzen. Denn sie setzt sich inhaltlich mit feministischen und Geschlechteransätzen auseinander und kritisiert ihre Positionen, Probleme und Widersprüche. Sie wird sowohl in und zwischen den Feminismen wie auch im gesellschaftlichen Diskurs von verschiedenen Seiten vertreten.

FEMINISMEN – WER, WAS, WIE?

Es gibt also nicht einen Feminismus, sondern viele. Trotzdem lassen sich verschiedene Ansätze bündeln, die jeweils von einem ähnlichen Verständnis von Geschlecht und Gesellschaft ausgehen. Dabei frage ich zum einen, welches Verständnis von Geschlecht sie haben: Sprechen sie hauptsächlich von Frauen und Männern oder eher von Sexualitäten und Körpern? Zum anderen beziehe ich mich auf ihr Gesellschaftsbild: Gehen sie von einer modernen Demokratie, von einem globalisierten Kapitalismus oder einer postkolonialen Ungleichheit aus? Meist handelt es sich allerdings nicht um ein Entweder-Oder, sondern um unterschiedliche Betonungen und Schwerpunkte. So kann man grundsätzlich zwischen strukturellen, institutionellen, diskursiven und queeren Feminismen unterscheiden.

Die **strukturellen Feminismen** fokussieren geschlechtliche Ungleichheiten und Machtverhältnisse. Sie haben die Care-Debatte um die Versorgungsarbeit aufgeworfen und die Ungleichheiten nach Geschlecht, Klasse, Migration und Begehren beim Versorgen und Versorgtwerden herausgearbeitet. Ebenso diskutieren sie die sichtbaren und unsichtbaren Sperren beim Aufstieg von Frauen in Führungspositionen. Systematisch untersuchen sie das Verhältnis von Geschlechterungleichheit zum sich verändernden Kapitalismus. So betrachten sie die geschlechtliche Prekarisierung und Flexibilisierung der Lohnarbeit ebenso wie die hegemoniale Männlichkeit in Management und Politik.

01 Zu diesem umfassenden Thema können in diesem Rahmen nur einige wenige Positionen skizziert und nur einige Belege aufgeführt werden. Zu den Debatten vgl. die entsprechenden Artikel in Beate Kortendiek/Birgit Riegraf/Katja Sabisch (Hrsg.), Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung, Wiesbaden 2018 (i. E.).

02 Zu Feminismen vgl. u. a. Lisa Disch/Mary Hawkesworth (Hrsg.), The Oxford Handbook of Feminist Theory, New York 2016; Gabriele Dennert et al. (Hrsg.), In Bewegung bleiben. 100 Jahre Politik Kultur und Geschichte von Lesben, Berlin 2007; Ilse Lenz, Die Neue Frauenbewegung in Deutschland. Abschied vom kleinen Unterschied. Eine Quellensammlung, Wiesbaden 2010[2]; Katharina Oguntoye/May Ayim/Dagmar Schultz, Farbe bekennen. Afrodeutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte, Berlin 2006.

03 Vgl. u. a. die Zusammenfassung neuerer Studien bei Kerstin Palm, Biologie, in: Kortendiek/Riegraf/Sabisch (Anm. 1).

Ihr Geschlechterbild beruht auf Gleichheit von Frauen und Männern und ist mit der Anerkennung von sexueller Vielfalt verbunden. Ihr Gesellschaftsbild richtet sich auf die gesellschaftlichen Strukturen, in denen Geschlechter- und weitere Ungleichheiten geschaffen und festgegossen werden, in denen sie aber auch veränderbar sind. Dies sind heute der globale, flexibilisierte Kapitalismus sowie die Nationalstaaten und die globalen Institutionen. In ihnen wirken zugleich Geschlechterungleichheit wie auch Gleichheits- und Demokratisierungsbewegungen.

Die strukturellen Feminismen beziehen die Wechselwirkungen zwischen Geschlechterungleichheit und der nach Klasse, Migration, „Rasse" und Sexualität, wie sie in der Intersektionalitätsdebatte[04] herausgearbeitet wurden, ein. Sie begreifen sie jedoch nicht vorrangig als Identitäten,[05] sondern als miteinander verbundene Abwertungen und Ausgrenzungen wie sie etwa alleinerziehende Arbeitermütter oder Einwanderinnen in der prekären Hausarbeit erfahren. Die strukturellen Feminismen zeigen starke Strukturanalysen, aber weniger ausgearbeitete Geschlechterkonzepte. Ihre Kernfragen sind Ungleichheit und Ungerechtigkeit, und sie suchen nach Wegen zu und Visionen von Freiheit, Autonomie und Gleichheit.[06]

Die **institutionellen Feminismen** orientieren sich eher auf pragmatische Reformen und Strukturveränderungen. Sie vertreten meist Geschlechtergleichheit in ihrem Genderbild,[07] während der vorige Differenzfeminismus, der vor allem auf die Frauen als Subjekt der Veränderung setzte, zurückgegangen ist. Weiterhin unterscheiden sie sich nach ihren gesellschaftspolitischen Positionen. Die sozialen Feminismen richten sich gegen Ungleichheiten und Gewalt, auch in intersektionaler Sicht, in Beruf und Beziehungen. Der konservative Feminismus, der herkömmlich eher „Familienfrauen" vertrat, setzt sich nun für Gleichheit auch in Management und Politik ein. Berufsgruppen wie die „Medienfrauen" engagieren sich teils erfolgreich für größere Teilhabe von Frauen auch durch Quotierung.

Diskursive Feminismen fokussieren demgegenüber darauf, wie Bilder von Geschlecht kulturell geschaffen und verbreitet werden. Beispiele sind die Sexualisierung von Mädchen oder die Konstruktion des migrantischen Mannes als Täter. Zugleich fragen sie, welche Ausgrenzungen und Gewalt diese Bilder transportieren und legitimieren. International spricht man von der Dritten Welle des Feminismus. Sie zeichnet sich dadurch aus, dass sie Diskurse und Medien fokussiert, bewusst mit Männern zusammenarbeiten will und sich intersektional versteht, also auf den queeren, den migrantischen und den Schwarzen Feminismus setzt.[08] In Deutschland entfaltet der sogenannte Netzfeminismus diese diskursive und intersektionale Kritik, unter anderem mit #Aufschrei und #Ausnahmslos.[09]

Die **queeren Feminismen** thematisieren sexuelle und körperliche Vielfalt und fordern deren Anerkennung. Als Kürzel für die geteilten Anliegen dient die Formel LGBTTI, entlang des Bogens von Lesben, Schwulen, Bisexuellen, Transsexuellen, Transgender und Inter*Personen, die von der hegemonialen Heteronormativität abgewertet und ausgeschlossen werden. Darunter wird eine vorbewusste normative Privilegierung von Heterosexualität (nicht von heterosexuellem Verhalten) verstanden, die Machteffekte von Normalisierungen, von Einschlüssen und Ausschlüssen produziert. Wer als nicht „normal" identifiziert wird, ist danach „anders" und „draußen".

Sowohl die diskursiven als auch die queeren Feminismen entfalten eine starke Genderkritik und -differenzierung, aber ihre Gesellschaftsana-

04 Vgl. u. a. Katrin Meyer, Theorien der Intersektionalität zur Einführung, Hamburg 2017.

05 Zur Identitätsproblematik in der feministischen Kritischen Theorie vgl. Gudrun-Axeli Knapp, Im Widerstreit. Feministische Theorie in Bewegung, Wiesbaden 2012. Auf einen materialistischen identitätsbezogenen Feminismus zielt Koschka Linkerhand (Hrsg.), Feministisch Streiten, Berlin 2018.

06 Vgl. u. a. Lenz (Anm. 2).

07 Eine Methode ist das Gender Mainstreaming, das ausgehend von zwei Geschlechtern, also Frauen und Männern, ihre gleiche Berücksichtigung in Organisationen und deren Maßnahmen fordert. Es handelt sich also um ein Reformkonzept des Geschlechtsdualismus, mit dem u. a. auch *Männer* stärker in Gleichstellungsmaßnahmen einbezogen werden sollen. Die Mobilisierung von antifeministischen Kreisen dagegen erscheint wenig informiert.

08 Vgl. Elizabeth Evans, The Politics of Third Wave Feminisms, Basingstoke 2015.

09 Vgl. u. a. Sonja Eismann, Ene, meine Missy, Frankfurt/M. 2017; Margarete Stokowski, Untenrum frei, Reinbek 2016; Anne Wizorek, Weil ein #Aufschrei nicht reicht. Für einen Feminismus von heute, Frankfurt/M. 2014.

lyse ist wenig ausgearbeitet. So bleiben die sozialen Verhältnisse oft unscharf, die diese neuen Differenzierungen mitschaffen und stützen, wie etwa der Kapitalismus, der Nationalstaat oder globale Normen. Sie befinden sich zudem in einer schwierigen Schieflage von postidentitärer Identität, hat diese sich doch über die Kritik an dualistischen Identitätsansätzen entfaltet, die eine einheitliche „weibliche" oder auch „lesbische" Identität annahmen und die Unterschiede und Vielfalt von Frauen oder Lesben ausblendeten. Doch nun werden ebenfalls Gruppen unter postidentitären Bezeichnungen wie „LGBTTI" zusammengeführt, die oft im Sinne von Identitätspolitik wirken. Die Kernfragen beider feministischer Richtungen sind Ausschlüsse durch Normalisierungen und Andersmachen der Differenzen, und sie fordern Anerkennung der Vielfalt von Geschlechtern, Körpern, Sexualitäten und individuellen Lebensentwürfen.

Zwischen den strukturellen und den diskursiven Feminismen stehen antirassistische, Schwarze und postkoloniale Feminismen, die Diskurse und Strukturen zusammenführen.[10] Sie beziehen sich auf intersektionale und globale Ungleichheiten. Teils verwenden sie ebenfalls identitäre oder postidentitäre Gruppenansätze wie Person of Colour oder postkoloniale Queers. Über Antirassismus und globale Geschlechtergerechtigkeit wird zwischen allen feministischen Flügeln heftig diskutiert und gestritten.

Nach diesem Überblick gehe ich nun auf einige wesentliche Themen und Debatten ein, die die Beiträge der verschiedenen Strömungen und die Kontroversen zwischen ihnen sichtbar machen.

DURCH DIE CARE REVOLUTION ZUR VERSORGUNGSGERECHTIGKEIT?

Mit der Frage der Versorgung haben die Feminismen ein Zukunftsthema eröffnet. Es ist dringlich angesichts des gewaltigen Pflegenotstands, der viele Menschen beunruhigt und nun auch politisch wahrgenommen wird. Zwar hat nach Ute Gerhard jede Person das Recht, versorgt zu werden und für andere zu sorgen. Aber die Care-Bewegungen haben aufgezeigt, dass diese Rechte in der gegenwärtigen Versorgungskrise gefährdet sind.

Im Rahmen der modernen Zweigeschlechtlichkeit wurde die Pflege „verweiblicht": Unter Berufung auf Natur und Biologie wurden „die Frauen" als Mütter und Hausfrauen definiert. Sie leisteten die Sorgearbeit unbezahlt zuhause für Kinder, Kranke und Alte oder gering bezahlt als Erzieherin oder Krankenschwester. So wurde die Sorgearbeit zugleich verweiblicht und naturalisiert und ihre grundlegende soziale Bedeutung verdrängt.[11]

Nun steht sie von mehreren Seiten unter Druck: Wie der Feminismus seit den 1970er Jahren vorhersagte, führt die demografische Entwicklung dazu, dass weniger junge Menschen für immer mehr Ältere sorgen müssen. Frauen orientieren sich stärker auf den Arbeitsmarkt, die Lebensformen pluralisieren sich. Care ist also auch ein Thema für queere Lebensformen. Die Wohlfahrtsstaaten richteten bürokratisierte Pflegeinstitutionen mit überwiegend weiblichem Personal ein. Unter neoliberalen Vorzeichen wurde die lückenhafte soziale Infrastruktur vor allem in der Kranken- und Altenpflege ab 1990 weithin privatisiert. Sie wird so dem Kapitalismus subsumiert und zunehmend ökonomisiert und rationalisiert, sodass ökonomische Verwertungsinteressen vorrangig werden. Die Bedürfnisse der KlientInnen und die hohe Anforderung bis Überlastung der Pflegekräfte treten zurück. In intersektionaler Sicht haben die strukturellen Feminismen dabei auf die irreguläre Beschäftigung von Migrantinnen in der Pflege hingewiesen. Weiterhin haben sie Ansätze mitgetragen, Männern die Wege in den Care-Bereich (etwa als Pfleger oder Erzieher) zu erleichtern.

Die Protagonistinnen der Care-Debatte hinterfragen also die soziale Organisation der Pflege im flexibilisierten Kapitalismus, deren ökonomisierte Marktlogik wie auch bürokratisierte Programme grundlegend. Sie gehen von der wechselseitigen Angewiesenheit und Verbundenheit der Menschen untereinander aus. Um die Versorgungskrise zu überwinden, fordern sie auf, die Bedürfnisse der gepflegten Menschen und die Arbeitsbedingungen der Pflegenden zusammenzudenken und daraus Vi-

10 Vgl. u. a. Maria do Mar Castro Varela/Nikita Dhawan, Postkoloniale Theorien, Bielefeld 2015.

11 Vgl. Cornelia Klinger, Krise war immer … Lebenssorge und geschlechtliche Arbeitsteilungen in sozialphilosophischer und kapitalismuskritischer Perspektive, in: Erna Appelt et al. (Hrsg.), Gesellschaft – Feministische Krisendiagnosen, Münster 2013, S. 82–104.

sionen einer dezentralen Pflege vor Ort zu entwickeln. Sie rufen nach einer „Care-Revolution", die demokratische Pflegeverhältnisse und Geschlechter- und Versorgungsgerechtigkeit verwirklichen soll.[12]

HAT DER KAPITALISMUS DEN FEMINISMUS KOOPTIERT?

Über das Verhältnis von Kapitalismus und Feminismus wird gestritten. Die US-amerikanische Feministin Nancy Fraser kritisiert, dass die Feminismen nach 1970 bei allen Erfolgen dazu beigetragen haben, dass der Kapitalismus sich flexibilisierte, globalisierte und nun über ein erweitertes Reservoir an ausbeutbarer Arbeitskraft verfügt. Sie verweist auf die Konvergenz zwischen dem kapitalistischen Bedarf an weiblichen flexibilisierten Beschäftigten, auf deren Freisetzung aus der Familie und die Pluralisierung von individualisierten Geschlechtsidentitäten. Die Vielfalt von postidentitären Identitäten sei passförmig zu neuen Formen der Arbeitsorganisation mit ihrer Ökonomisierung und Subjektivierung. Fraser spricht sogar von einer Wahlverwandtschaft zwischen postfordistischem Kapitalismus und Feminismus, wobei sie sich auf Max Webers These von einer solchen Nähe zwischen protestantischer Ethik und Kapitalismus bezieht.[13]

Einzuwenden ist, dass hier eine verengte Sicht auf den Feminismus zugrunde liegt. Er wird mit dem liberalen Elitefeminismus in den USA gleichgesetzt und lässt etwa die feministischen Kämpfe gegen den globalen Kapitalismus, besonders im Süden, außer Acht. Auch die Care-Bewegung bleibt außen vor. Ferner wird die Frage des nicht-steuerbaren sozialen Wandels und seiner Widersprüchlichkeit auf den Vorwurf einer Kooptation des Feminismus verkürzt. Die Widersprüche und Ambivalenzen der Feminismen, die sowohl zu neuen Freiräumen wie auch Normierungen und Zwängen führen können, werden ausgeblendet und vereindeutigt.

Strukturelle Analysen denken die Widersprüche der neoliberalen Neuformierung von Kapitalismus und Gesellschaft und der Flexibilisierung und Pluralisierung von Geschlecht zusammen und bearbeiten diese Trends in ihrem Wechselverhältnis. Dabei betrachten sie die Transformationen von Produktion und Reproduktion insgesamt in intersektionaler Sicht. Neue Formen der informellen oder flexiblen Beschäftigung, die vorrangig von Frauen (oft Einwanderinnen), aber zunehmend auch von Männern übernommen wird, wuchern neben gesicherter Lohnarbeit, die wiederum von Prekarisierungstendenzen erfasst wird.

Eine These lautet, dass sich in den postindustriellen Wohlfahrtsstaaten der Übergang zu einer flexibilisierten Geschlechterordnung abzeichnet. Die Genderbilder und die Arbeitsteilungen flexibilisieren sich. Je mehr Frauen beruflich aufsteigen, in die Politik vordringen und teilhaben an öffentlicher Macht, desto größer werden Unterschiede zwischen Frauen, etwa zwischen Unternehmerinnen und prekarisierten Migrantinnen. In den Metropolen ist Geschlecht vielfältig geworden, wie die Lebensformen entlang des LGBTTI-Spektrums oder die Neosexualitäten anzeigen.[14] Dieser Übergang ist prinzipiell offen und gestaltbar, er kann mehr Gleichheit, aber auch vertiefte Ungleichheiten etwa nach Geschlecht, Klasse und Migration mit sich bringen. Die alten Arrangements der Moderne wie das Ernährer-/Hausfrauenmodell werden vom globalen Kapitalismus unterspült, teilweise aufgelöst – und von den meisten Menschen heute abgelehnt.[15] Aber neue, auf Gleichheit beruhende und gesicherte Lebens- und Arbeitsweisen sind (noch?) nicht in Sicht. Wohl auch deswegen flammen die feministischen Debatten verstärkt auf.

12 Vgl. die beiden Netzwerke Care.Macht.Mehr (http://care-macht-mehr.com) und Care Revolution (https://care-revolution.org), sowie Brigitte Aulenbacher/Birgit Riegraf/Hildegard Theobald (Hrsg.), Sorge: Arbeit, Verhältnisse, Regime, Baden-Baden 2014; Gabriele Winker, Care Revolution, Bielefeld 2015.

13 Vgl. Nancy Fraser, Fortunes of Feminism. From State-Managed Capitalism to Neoliberal Crisis, London 2013.

14 Vgl. Ilse Lenz/Sabine Evertz/Saida Ressel (Hrsg.), Geschlecht im flexibilisierten Kapitalismus. Neue UnGleichheiten, Wiesbaden 2017.

15 So gaben beispielsweise in einer repräsentativen Umfrage von 2015 42 Prozent der befragten Männer an, ein gleichgestelltes Lebensmodell zu bevorzugen (Partnerschaft, in der Mann und Frau erwerbstätig sind und sich beide etwa gleich viel um Haushalt (und Kinder) kümmern), 36 Prozent unterstützten ein teiltraditionelles Modell (Hauptverdiener/Zuverdienerin) und nur noch 10 Prozent halten an dem traditionellen Alleinverdienermodell fest. Vgl. Carsten Wippermann, Männerperspektiven. Auf dem Weg zu mehr Gleichstellung?, Sozialwissenschaftliche Repräsentativbefragung der Bevölkerung, im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, 2017, S. 11.

PLURALISIERUNG VON GESCHLECHT

Der Kampf um die Anerkennung von Inter*Personen[16] war bahnbrechend für die Pluralisierung von Geschlecht. Er ging von der Inter*Bewegung aus, die sich teilweise als feministisch versteht. Unter anderem durch die Berufung auf grundlegende Menschenrechte und Anrufung der UN-Kommission gegen Frauendiskriminierung CEDAW gelang es der Bewegung, das Thema auf die politische Agenda in Deutschland zu setzen. Nach der Befassung durch den Deutschen Ethikrat, der 2012 empfahl, die Kategorie „anderes" neben „männlich" und „weiblich" im Personenstandsrecht zuzulassen, und einer ersten Änderung im Personenstandsgesetz beschloss das Bundesverfassungsgericht 2017 in einer historischen Entscheidung, dass die Bundesregierung einen dritten Geschlechtseintrag im Geburtenregister ermöglichen muss (statt die Angabe nur frei zu lassen). Damit wurden das Denken und die institutionelle Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit durchbrochen. Gleichwohl bleibt für die Inter*, wie auch die Trans*Bewegung, die vergleichbare Kämpfe führte und führt, und den queeren Feminismus noch viel zu tun mit Blick auf rechtliche und medizinische Selbstbestimmung, auf Anerkennung und Nichtdiskriminierung sowie auf die gesellschaftliche Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit.

SEXARBEIT ODER PATRIARCHALE GEWALT? ZUR PROSTITUTIONSDEBATTE

In der Debatte um die Regulierung der Prostitution[17] stehen sich zwei Bündnisse konfrontativ gegenüber. Eine Koalition von SexarbeiterInnen und -unternehmerInnen und queeren FeministInnen betrachten Prostitution als Sexarbeit, also als bezahlte Reproduktionsarbeit im Bereich der Sexualität. Sie fordert volle Anerkennung der Branche und aller Sparten von Sexarbeit sowie eine durchgehende Deregulierung. In ihren Augen bedeutet eine Regulierung einen Angriff auf die Berufsfreiheit und die Selbstbestimmung der Prostituierten und birgt die Gefahr, dass sie in ihrer Familie und im weiteren Umfeld stigmatisiert und ausgegrenzt werden. Sie sind global vernetzt in dem Global Network of Sex Work Projects.

Ein Bündnis von radikalen und institutionellen Feminismen interpretiert die Prostitution als sexuelle Machtausübung von Männern über wirtschaftlich oder persönlich abhängige Frauen oder direkt als patriarchale Gewalt und will sie mittelfristig abschaffen. Nicht die Prostituierten sollen sanktioniert, sondern die Nachfrage unterbunden werden, indem die Freier insbesondere über Frauenhandel aufgeklärt oder bestraft werden. Global haben sie sich in der Coalition Against Trafficking in Women zusammengeschlossen.

Vor dem heutigen Forschungsstand lassen beide Positionen Fragen offen: Sexarbeit ist nicht ein Beruf wie jeder andere, bedenkt man die beruflichen Gefahren, die psychischen Belastungen, von denen ein Teil der SexarbeiterInnen spricht, und die Zwangsverhältnisse im Kontext von Frauenhandel und Gewalt. Aber auch die Gleichsetzung von Sexarbeit und Gewalt ist nicht überzeugend. Denn auch SexarbeiterInnen können in ihrem Berufsrahmen handlungsmächtig sein und haben sich meist dafür entschieden.

Mit der Prostitutionsdebatte verbindet sich eine weitere Frage: Wird Sexarbeit zu einer der vielen legitimen Spielarten von Sexualität, die eben über den Markt läuft? Die Sexwork-Position setzt auf Warenförmigkeit der Arbeitenden, also auf Kommodifizierung, und lehnt Regulierung insgesamt ab. Hier besteht eine Konvergenz zwischen Marktlogik und ihrem Feminismus. Oder soll Sexualität weiterhin vorrangig mit intimen Beziehungen verbunden bleiben, die zwischen Menschen verlaufen, die sich kennen und vertrauen? Die Care-Perspektive steht skeptisch dazu, dass Kommodifizierung die Versorgungskrisen lösen kann. Sie betont die Beziehungen zwischen Menschen und ihr wechselseitiges Aufeinander-Angewiesensein und lässt sich so für intime Verhältnisse und individuelle Rechte in ihrem Kontext weiterdenken.

VOR UND NACH „KÖLN": SEXISMUS UND RASSISMUS

Eine andere grundlegende Kontroverse betrifft das Zusammenwirken von Sexismus und Rassismus. Insbesondere der Islam beziehungsweise

16 Vgl. u. a. Ulrike Klöppel, XX0XY ungelöst. Hermaphroditismus, Sex und Gender in der deutschen Medizin. Eine historische Studie zur Intersexualität, Bielefeld 2010; APuZ 20–21/2012 mit dem Schwerpunkt „Geschlechtsidentität".

17 Siehe u. a. APuZ 9/2013 zum Schwerpunkt „Prostitution".

die Praktiken von muslimischen Frauen wie das Kopftuchtragen standen im Zentrum der Auseinandersetzungen. Interpretierten die einen das Tragen eines Kopftuchs als selbstbestimmte, aus religiösen Gründen erfolgte Entscheidung, sahen die anderen darin ein Symbol der Frauenunterdrückung oder ein (Zwangs-)Bekenntnis zum politischen Islamismus.

Die Debatte verschob und intensivierte sich mit dem „Ereignis Köln",[18] als in der Silvesternacht 2015/2016 am Kölner Hauptbahnhof vor allem Männer aus Nordafrika Frauen massiv sexuell belästigten. Im Fokus standen nun männliche Einwanderer und Geflüchtete aus dem arabischen Raum. Rechtspopulistische und ultrareligiöse antifeministische Kreise griffen den (ursprünglich feministischen) Diskurs um sexuelle Gewalt auf und stigmatisierten muslimische Männer pauschal als Täter und Vergewaltiger „blonder" „deutscher" Frauen. Diese rassifizierende Kampagne gegen Islam und Einwanderung fand ein weites Echo. Zugleich wuchs die Angst vor Gewalt durch Migranten.

Der radikale Gleichheitsfeminismus um die Zeitschrift „Emma" fokussierte auf Frauenverachtung und Gewalt und verband dies mit einer pauschalen Kritik des Islam.[19] Aufgrund der kollektiven Zuschreibung der Täterschaft an muslimische Männer wurde diese Argumentation vor allem von Schwarzen, migrantischen und queeren FeministInnen als rassifizierend und sexistisch in Bezug auf Männer kritisiert. Die Netzfeministinnen eröffneten mit dem Hashtag #Ausnahmslos[20] den Diskursraum um die explosiven Mischungen von Sexismus und Rassismus. Sexuelle Gewalt müsse ausnahmslos kritisiert und verfolgt werden – unabhängig von Kultur, Herkunft oder Geschlecht der TäterInnen.

Mit der Rassismuskritik entstand eine nachvollziehbare, aber schwer überwindbare Polarisierung unter den beteiligten Feminismen. Sie griff auch auf den queeren Feminismus über. Die Debatte spitzt sich insgesamt auf die Fragen zu, wie Rassismus auch im Feminismus artikuliert wird und wie antirassistische Feminismen argumentieren und handeln können. Gegen rassistische Ausgrenzungen sind differenzierte kritische Ansätze wesentlich, wie sie etwa die diskursiven Feminismen bereitstellen: Das spätmoderne Sexualitätsdispositiv in Deutschland verspricht, dass Sexualität nun auf der Grundlage staatlich und national gewährter Sicherheit frei wählbar und lebbar sei. Indem die Täterschaft im Kontext sexualisierter Gewalt entgegen der Faktenlage allein auf männliche Migranten verlagert und externalisiert wird, werden die einheimischen Geschlechterverhältnisse als modern und überlegen konstruiert und Ausgrenzung und Aggression gegenüber EinwanderInnen legitimiert. Während Feminismen vergeschlechtlichte Gewalt unter anderem durch Selbstverteidigung und Solidarität von Frauen bekämpfen wollen, werden diese nach dem Schema männliche (Schutz-)Gewalt und weibliche Schutzbedürftigkeit erneut zum Objekt.[21]

Rassistische und Genderdiskurse wirken zusammen, um Lebensweisen in Kategorien der Über- und Unterordnung zu fassen, wie etwa in „weiße" gegen „muslimische" Männer. Sie werden „versämtlicht"; ihnen wird aufgrund von ethnischen, kulturalisierenden oder geschlechtlichen Stereotypen eine gemeinsame Position zugeschrieben. Bei diesem positionalen Fundamentalismus wird nicht mehr zwischen der sozialen und mentalen Position getrennt. Als Beispiel sei hier auf die stereotype Rede von „alten weißen Männern" verwiesen, die doch sehr unterschiedlich und keineswegs alle wie der Prototyp Donald Trump denken. *Unterscheiden* im Sinne von homogenen und pauschalen Zuschreibungen an solche Gruppen begründet diskursives *Herrschen*.[22]

Eher strukturelle Ansätze analysieren die Verknüpfung von Geschlechterverhältnissen und Migrationsprozessen in intersektionaler Sicht und vertiefen dies am Beispiel transnationaler Familien, Care-Arbeit und (Staats-)Bürgerschaft.[23] Sie zeigen auch auf, wie sehr sich die Lage der Geschlechter, aber auch der Bevölkerung insgesamt, mit und ohne Migrationshintergrund, im 21. Jahrhundert differenziert hat. So hat bei allen Gruppen die Bildungsteilhabe markant zuge-

18 Gabriele Dietze, Das „Ereignis Köln", in: Femina politica 1/2016, S. 93–101.

19 Alice Schwarzer, Was war da los?, in: Emma, März/April 2016, S. 6 f.; dies. (Hrsg.), Der Schock – die Silvesternacht von Köln, Köln 2016.

20 Siehe ausnahmslos.org.

21 Vgl. u. a. Dietze (Anm. 18).

22 Vgl. Sabine Hark/Paula Villa, Unterscheiden und herrschen. Ein Essay zu den ambivalenten Verflechtungen von Rassismus, Sexismus und Feminismus in der Gegenwart, Bielefeld 2017.

23 Vgl. Helma Lutz/Anna Amelina, Gender, Migration, Transnationalisierung, Bielefeld 2017.

nommen, und der Anteil an Führungspositionen ist unter langheimisch deutschen und deutschtürkischen Männern inzwischen gleich.[24] Diese Ansätze widerlegen rassistisch-sexistische Stereotype, indem sie zeigen, dass Intersektionalität in Bewegung ist.[25]

#METOO UND DIE ZUKUNFT FEMINISTISCHER DEBATTEN

Die #MeToo-Debatte hat neue Impulse gebracht und dazu beigetragen, Brücken zwischen den Feminismen zu bauen. Im Kern geht sie darum, dass Frauen selbst über ihren Körper und ihre Sexualität bestimmen wollen: Sie wollen Erotik, Flirts und Sexualität leben und von sich aus gestalten und nicht mehr als Objekt von Gewalt und Belästigung dienen. Die Trennung zwischen Macht und Fremdbestimmung und erwünschter Sexualität ist eine Grundlage der Debatte. Es könnte argumentiert werden, dass auf diese Weise die Käfige des alten Genderregimes abgerissen werden, in denen Frauenkörper für kleine und große Machthaber selbstverständlich zur Verfügung stehen sollten. Die Erfolge der Frauenbewegungen in Bereichen wie Politik, Bildung und Arbeitsmarkt bilden eine Voraussetzung dafür, auch die Herrschaft über die Körper zu kritisieren.

Kritiken richten sich auf eine Personalisierung von Tätern, auf die Bedeutung der Unschuldsvermutung und von rechtsstaatlichen Verfahren. Eine Gruppe prominenter französischer Frauen um die Schauspielerin Catherine Deneuve sah in der Kampagne Männerhass und einen neuen Puritanismus am Werk, der den Interessen der Feinde sexueller Freiheit, der religiösen Extremisten, der schlimmsten Reaktionäre diene, und sie forderten die Freiheit ein, zu belästigen (*la liberté d'importuner*). Diese Forderung wurde weithin als befremdlich aufgenommen. Zum Puritanismusvorwurf, der die Frauenbewegung seit Langem begleitet, ist anzumerken, dass in der Kampagne unterschieden wird zwischen offener Sexualität, die gewünscht ist, und sexueller Gewalt.

Des Weiteren wird der Kampagne vorgeworfen, ein einseitiges Bild von Frauen als wehrlose Opfer zu zeichnen. Hier lässt sich dagegen halten, dass die Frauen, die gegen sexuelle Gewalt protestierten, eben nicht passiv und wehrlos sind, sondern aktiv geworden sind. Die Kampagne weist auch mehrheitlich ein differenziertes Männerbild auf: Während sie die Täter angriff, warb sie um Solidarität bei den Männern, die sexuelle Gewalt ablehnen, und diese antworteten unter anderem mit #HimThough. Gerade der Netzfeminismus hat zur Zusammenarbeit mit Männern aufgerufen, und Männer beteiligen sich, weil auch sie hegemoniale Männlichkeiten kritisieren und mit dem Feminismus eigene Möglichkeiten und Visionen verbinden.

Die Kampagne weist zudem intersektionale Momente auf: War bereits die ursprüngliche Aktion von Schwarzen Frauen ausgegangen, so veröffentlichte der Verband der Landarbeiterinnen (Alianza Nacional de Campesinas) einen offenen Brief, in dem er die Kampagne unterstützte und bei allen Klassenunterschieden die gemeinsame Erfahrung von Machtausübung über Frauen, von Ausweglosigkeit, Scham und Furcht benannte. Die Initiative „Time's Up" richtete daraufhin einen Unterstützungsfonds von 13 Millionen Dollar für Klagen von Frauen mit wenig Einkommen ein. Schließlich lässt sich auch noch fragen, was #MeToo, das sich im Wesentlichen auf heterosexuelles Verhalten bezieht, für den Queerfeminismus bedeutet.[26]

Die feministischen Debatten haben die Veränderung der geschlechtlichen Arbeitsteilung und die Zukunft der Versorgung, den Einfluss des globalen flexibilisierten Kapitalismus, die geschlechtliche und sexuelle Vielfalt sowie das gewaltfreie Zusammenleben in der Einwanderungsgesellschaft ausgeleuchtet. Mit anderen Worten haben sie die Zukunftsdebatten der Gesellschaft intensiv mitgeführt. Bei aller (Selbst-)Kritik bringen sie grundlegende Analysen und Visionen in den gegenwärtigen Wandel ein.

24 Vgl. Ilse Lenz, Einwanderung, Geschlecht, Zukunft? Wie Deutschland sich verändert, Leverkusen 2018 (i. E.).
25 Vgl. ebd.
26 Vgl. beispielsweise Andrea Roedig, Wir sind fremd in diesem Film, 19. 3. 2018, www.zeit.de/kultur/2018-03/metoo-feminismus-homosexualitaet-lesben-10nach8/komplettansicht.

ILSE LENZ
ist Professorin für Soziologie (i. R.), insb. Geschlechter- und Sozialstrukturforschung, an der Ruhr-Universität Bochum.
ilse.lenz@ruhr-uni-bochum.de

FRAUENFEINDLICH, SEXISTISCH, ANTIFEMINISTISCH?

Begriffe und Phänomene bis zum aktuellen Antigenderismus

Imke Schmincke

„Männer und Frauen sind gleichberechtigt." So lautet Artikel 3, Absatz 2 Grundgesetz, seit 1994 ergänzt um den Satz, dass es die Aufgabe des Staates sei, an dieser Gleichberechtigung mitzuwirken. In vielerlei Hinsicht sind Männer und Frauen heute gleichberechtigt: Seit 100 Jahren haben Frauen das Wahlrecht, seit gut 40 Jahren dürfen sie ein eigenes Konto eröffnen, seit zwei Jahren können sie sich gegen sexuelle Belästigung mit körperlicher Berührung auch juristisch zur Wehr setzen. In mancherlei Hinsicht jedoch sind sie es (noch) nicht: sexualisierte Gewalt, Gender Pay Gap, weibliche Altersarmut und viele Dinge mehr zeigen, dass Frauen strukturell eher mit Nachteilen rechnen müssen. Der Kampf um Gleichberechtigung ist eine lange und noch nicht abgeschlossene Geschichte und Gegenstand zahlreicher, auch widersprüchlicher Auseinandersetzungen: Ende Juni 2017 wurde die „Ehe für alle" und damit die Gleichstellung homosexueller Partnerschaften im Bundestag beschlossen, im Herbst 2017 erschütterte die Debatte um #MeToo die Machtverhältnisse in Kultur, Medien und Politik in vielen Ländern dieser Welt und machte deutlich, dass sexualisierte Belästigung eine massive Grenzverletzung darstellt. Parallel dazu lässt sich in vielen Ländern ein neuer Antifeminismus beobachten, der sich den Kampf gegen „Gender" auf die Fahnen geschrieben hat.

Seit Frauen Gleichheit einfordern, gibt es mehr oder weniger organisierte Widerstände dagegen. Beide – Forderung nach Gleichheit und Widerstand dagegen – sind als moderne Phänomene zu verstehen. Die mit der Moderne verbundenen gesellschaftlichen Veränderungen, seien sie technischer, sozioökonomischer oder politischer Natur – Stichworte: Industrialisierung, Urbanisierung, Kapitalismus, Liberalismus, Demokratie – hatten zur Voraussetzung und verstärkten ein Aufbrechen traditioneller Strukturen, Werte und Bindungen. Dieses Aufbrechen ermöglichte einerseits Freiheiten, löste andererseits auch Ängste aus. Moderne bedeutet daher einerseits Freiheits- und Gleichheitsversprechen, andererseits Individualisierung, Vereinzelung und Verelendung und den Verlust von alten Ordnungsvorstellungen, die bestimmte Gruppen privilegierten und anderen Partizipationsmöglichkeiten vorenthielten. Die Widerstände gegen Emanzipationsversprechen speisen sich daher aus der Angst vor dem Verlust (auch und gerade von Privilegien) wie auch aus dem Unbehagen angesichts der nur widerspruchsvollen Einlösung dieser Versprechen.

Widerstände gegen Emanzipationsbewegungen werden mit verschiedenen Begriffen beschrieben: Frauenfeindlichkeit, Misogynie, Sexismus, Antifeminismus und Antigenderismus. Während Misogynie, Frauenhass und Frauenfeindlichkeit sowie Sexismus häufig synonym verwendet werden, lassen sich am ehesten der Begriff des Antifeminismus und der des Antigenderismus davon abgrenzen. Im Sinne der Sozialwissenschaftlerin Herrad Schenk und der Historikerin Ute Planert sollen mit Antifeminismus primär Einstellungen und Verhaltensweisen bezeichnet werden, die sich gegen die Frauenbewegung respektive den Feminismus und dessen Errungenschaften richten. Schenk begründet diese Unterscheidung wie folgt: „Es erscheint sinnvoll, zwischen ‚Frauenfeindlichkeit' im allgemeinen und ‚Antifeminismus' im engeren Sinn zu trennen, obwohl beide Phänomene gelegentlich ineinander übergehen. Frauenfeindlichkeit hat es, lange vor dem Auftreten einer Frauenbewegung, immer wieder gegeben; sie bildet einen festen Bestandteil abendländischer Kultur. Unter ‚Antifeminismus' soll hier nur Frauenfeindlichkeit verstanden werden, die direkt als Reaktion auf die Frauenbewegung,

als Widerstand gegen deren tatsächliche oder vermeintliche Ziele anzusehen ist."[01] Antigenderismus verstehe ich als aktuelle Variante des Antifeminismus.

Im Folgenden erläutere ich die Begriffe näher. Die vorgenommene Trennung ist als analytische zu verstehen, in der Realität lassen sich die Phänomene nicht so scharf voneinander abgrenzen: So ist beispielsweise eine misogyne Haltung häufig die Voraussetzung von antifeministischen Aktionen beziehungsweise drückt sich in diesen aus.

FRAUENFEINDLICHKEIT/ MISOGYNIE

Der aus dem Altgriechischen stammende Begriff Misogynie lässt sich am genauesten als Frauen*hass* übersetzen, daneben findet man häufig als Synonym die Formulierung der Frauen*feindlichkeit*. Misogynie beschreibt die Annahme einer ontologischen Minderwertigkeit von Frauen, wie sie seit der Antike in verschiedenen Schriften der Philosophie und Literatur, aber letztlich auch im christlichen Glauben, der Hexenverfolgung und wissenschaftlichen Abhandlungen zum Ausdruck gebracht wurde.[02] Während der Begriff zwar etwas sehr Konkretes bezeichnet – nämlich die Abwertung von Frauen –, wird er gleichwohl seit vielen Jahren auch in einer allgemeineren Form als strukturelle Entwertung oder Benachteiligung von Weiblichkeit gebraucht.[03] Misogynie wird häufig als überhistorisches und kulturübergreifendes Phänomen verstanden und untersucht. Im Französischen und Englischen ist der Begriff sehr viel verbreiteter als im Deutschen, wo sich in den vergangenen Jahren die Bezeichnung „Sexismus" stärker durchgesetzt hat. Auch der Begriff der Frauenfeindlichkeit, der vor allem in den 1970er und 1980er Jahren sowohl im Alltag wie in der Forschung häufig verwendet wurde, ist mittlerweile weniger gebräuchlich.

SEXISMUS

Ein Grund für die Durchsetzung des Begriffs „Sexismus" mag darin liegen, dass er die Zugehörigkeit beziehungsweise Zuweisung zu einem *Geschlecht* zum Ausgang nimmt und damit Männer und Frauen gleichermaßen als potenziell Betroffene wie Praktizierende von Sexismus thematisierbar macht. Allgemein bedeutet Sexismus die Diskriminierung, Abwertung, Benachteiligung und Herabwürdigung eines Menschen aufgrund des (zugeschriebenen) Geschlechts. Auch wenn Männer damit ebenso von Sexismus betroffen sein können, wird der Begriff doch häufig mit der Diskriminierung von Frauen gleichgesetzt. Er wurde Ende der 1960er Jahre im Kontext der US-amerikanischen Frauenbewegung in Analogie zum Begriff „Rassismus" gebildet.[04] So wie *race* – die Zugehörigkeit zu einer als ethnisch homogen vorgestellten Gruppe – bildet die Zugehörigkeit zu *sex* (englisch für Geschlecht) den Grund für Unterdrückung und Benachteiligung. Im Deutschen begann sich der Begriff im Laufe der 1970er Jahre durchzusetzen.[05] Ab den 1980er Jahren nahmen politische Bewegungen die Bezeichnung (neben Antikapitalismus und Antirassismus auch Antisexismus) mit in ihr Repertoire auf, und auch in der Wissenschaft wurde zu dem Phänomen geforscht.

Ähnlich wie beim Begriff des Rassismus kann Sexismus verstanden werden als, erstens, in den Köpfen Einzelner verankertes Muster und damit als Einstellung und Vorurteil, zweitens, Handlungen Einzelner und, drittens, überindividuelles Muster, als Ideologie, Diskurs oder Deutungsmuster. Sexistisches Verhalten kann somit Aus-

01 Herrad Schenk, Die feministische Herausforderung. 150 Jahre Frauenbewegung in Deutschland, München 1980, S. 163. Vgl. Ute Planert, Antifeminismus im Kaiserreich, Göttingen 1998, S. 12.

02 „Misogynie (gr. Misein: hassen; gyne: Frau) bezeichnet einen weltanschaulich oder psychisch verankerten Frauenhaß, in abgeschwächter Form auch Frauenfeindlichkeit. M. findet in spezifischen Verhaltensweisen Ausdruck und kann in politischen und gesellschaftlichen Strukturen institutionalisiert sein." Urte Helduser, Misogynie, in: Renate Kroll (Hrsg.), Metzler Lexikon Gender Studies – Geschlechterforschung. Ansätze – Personen – Grundbegriffe, Stuttgart–Weimar 2002, S. 271.

03 „Misogynie, Frauenfeindlichkeit; neuerdings im weiteren Sinne verwandt zur Kennzeichnung von Einstellungen, die die strukturelle Benachteiligung der Frau in der Gesellschaft und im privaten Bereich widerspiegeln." Barbara Rönsch, Misogynie, in: Werner Fuchs et al. (Hrsg.), Lexikon zur Soziologie, Opladen 1988, S. 507.

04 Vgl. Gabriele Dietze, Weiße Frauen in Bewegung. Genealogien und Konkurrenzen von Race- und Genderpolitiken, Bielefeld 2013, S. 311.

05 Der Verbreitung gingen Analysen voraus, die insbesondere die Rolle der Sexualität in der Unterdrückung von Frauen herausarbeiteten. Vgl. beispielsweise Kate Millett, Sexus und Herrschaft. Die Tyrannei des Mannes in unserer Gesellschaft, Reinbek 1985 (1969); für den deutschen Kontext Alice Schwarzer, Der kleine Unterschied und seine großen Folgen. Frauen über sich – Beginn einer Befreiung, Frankfurt/M. 1975; Marielouise Janssen-Jurreit, Sexismus. Über die Abtreibung der Frauenfrage, München 1976.

druck einer individuellen Einstellung wie auch gesellschaftlicher Normen und Werte sein.[06] Formen des Sexismus veränderten sich ebenso wie die Geschlechterverhältnisse. Nach dem Psychologen Thomas Eckes widmete sich die (sozialpsychologische) Forschung bis in die 1990er Jahre vor allem Formen des offenen Sexismus. Seither werden Formen eines modernen Sexismus oder Neosexismus relevanter. Dieser besteht in der Leugnung fortgesetzter Diskriminierung.[07] In diesem Zusammenhang wurde in der Forschung auch das Konzept des ambivalenten Sexismus entwickelt, das nicht nur ablehnende Haltungen, sondern auch besonders positive Einstellungen (beispielsweise Paternalismus) als sexistisch begreift.[08]

Im Deutschen, insbesondere im Alltagsdiskurs, ist häufig eine Engführung von Sexismus mit dem Begriff der sexuellen beziehungsweise sexualisierten Belästigung zu beobachten, die eine Facette des Sexismus, wenn auch nicht die einzige darstellt. Dies ist sicherlich der Tatsache geschuldet, dass der Begriff hierzulande zumeist mit Sexualität assoziiert wird. Seit der Twitter-Kampagne #Aufschrei aus dem Jahr 2013 sowie zuletzt der in den USA gestarteten Twitter-Kampagne #MeToo, die beide in der Öffentlichkeit als „Sexismus-Debatten" verhandelt wurden, ist das Phänomen gerade auch in seiner Alltäglichkeit, als Belästigung, Verunglimpfung und Beeinträchtigung von Frauen sagbarer geworden und erfährt eine breitere gesellschaftliche Ablehnung. Männer können ebenfalls von Sexismus betroffen sein, wenn auch zahlenmäßig deutlich weniger. Ebenso erleiden Menschen, die sich nicht eindeutig als Männer oder Frauen identifizieren (transsexuelle oder transgender Menschen) und homosexuelle Menschen aufgrund ihrer sexuellen Orientierung Benachteiligung und Diskriminierung.

ANTIFEMINISMUS

Antifeminismus gibt es, seit es Feminismus gibt. Im 19. Jahrhundert entwickelte sich in vielen Ländern eine Frauenbewegung. Seit den 1880er Jahren begannen die Frauenrechtlerinnen sich als „Feministinnen" zu bezeichnen.[09] Die Aktivistinnen der ersten Frauenbewegung in Deutschland verzichteten jedoch weitgehend auf diese Bezeichnung, zu sehr war sie von den Gegnern in diffamierender Absicht besetzt worden.

Der Begriff „Antifeministen" wurde einer größeren Öffentlichkeit 1902 mit einer Aufsatzsammlung der Frauenrechtlerin Hedwig Dohm bekannt, die diese unter dem Titel „Die Antifeministen. Ein Buch der Verteidigung" veröffentlicht hatte.[10] Dohm stellte fest: „Die Frauenfrage in der Gegenwart ist eine akute geworden. Auf der einen Seite werden die Ansprüche immer radikaler, auf der anderen die Abwehr immer energischer."[11] Tatsächlich artikulierten sich ab der Jahrhundertwende immer mehr explizit antifeministische Stimmen, die die Errungenschaften der Frauenbewegung rückgängig machen wollten. Die Historikerin Ute Planert, die diese antifeministischen Konstellationen historisch untersucht hat, deutet diese als Reaktion auf Veränderungen im Geschlechterverhältnis, die Öffnung der Bildungsinstitutionen für Frauen, die Zunahme der Frauenerwerbsarbeit und die politische Organisation von Frauen. Aber erst durch Debatten um einen vermeintlichen Geburtenrückgang sowie die Möglichkeit eines Wahlrechts für Frauen bündelten sich die antifeministischen Gruppen 1912 in der Gründung des „Deutschen Bundes zur Bekämpfung der Frauenemanzipation". Das Netzwerk hinter dem Bund setzte sich aus Männern wie Frauen der adelig-bildungsbürgerlichen Oberschicht zusammen, die ihre antifeministische Mission mit anderen reaktionären Ideologien ver-

06 So wird Sexismus beispielsweise als Teil eines größeren Syndroms menschenfeindlicher beziehungsweiser autoritärer Einstellungen gedeutet und entsprechend gemessen. Vgl. dazu die Studien zu Gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit von Wilhelm Heitmeyer et al. sowie die sogenannten Leipziger Mitte-Studien von Elmar Brähler und Oliver Decker.

07 Vgl. Thomas Eckes, Geschlechterstereotype: Von Rollen, Identitäten und Vorurteilen, in: Ruth Becker/Beate Kortendiek (Hrsg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie, Wiesbaden 2008, S. 171–182, hier S. 176.

08 Vgl. ebd., S. 176f.; Charlotte Diehl/Jonas Rees/Gerd Bohner, Die Sexismus-Debatte im Spiegel wissenschaftlicher Erkenntnisse, in: APuZ 8/2014, S. 22–28; Julia C. Becker, Subtile Erscheinungsformen von Sexismus, in: ebd., S. 29–34.

09 Nach Karen Offen entstand der Begriff „Féminisme" zunächst in Frankreich, 1882 bezeichnete sich die französische Frauenrechtlerin Hubertine Auclert als Feministin und wenig später nutzten auch Frauenrechtlerinnen aus anderen europäischen und außereuropäischen Ländern (USA, Argentinien, Kuba) die Bezeichnung Feministin und Feminismus. Vgl. Karen M. Offen, European Feminisms, 1700–1950. A Political History, Stanford 2000, S. 19.

10 Siehe dazu auch den Beitrag von Susanne Maurer in dieser Ausgabe (*Anm. d. Red.*).

11 Hedwig Dohm, Die Antifeministen. Ein Buch der Verteidigung (1902), in: Ariadne. Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte 71/2017, S. 38–45, hier S. 38.

schränkten: Viele argumentierten deutschnational, völkisch-rassistisch und nicht zuletzt antisemitisch.[12] Im Wesentlichen ging es darum, eine ungleiche Geschlechteraufteilung wieder herzustellen: Der Platz des Mannes sei der Staat, der der Frau in der Familie. Mit Durchsetzung des Frauenwahlrechts einige Jahre später entfiel eine zentrale Motivation, der Bund löste sich auf beziehungsweise ging in der völkischen Bewegung der Weimarer Republik auf.

Mit dem Nationalsozialismus endete die Frauenbewegung, einige Frauen gliederten sich in die Nazi-Frauenorganisationen ein, andere gingen ins Exil und wurden verfolgt. Eine neue Bewegung sollte sich erst wieder ab 1968 formieren, als Studentinnen anfingen, sich autonom zu organisieren und die Frage der Kinderbetreuung zu politisieren. Mit den Protesten gegen den Abtreibungsparagrafen 218 entstand ab 1972 eine breitere Basis für feministischen Protest, der sich im Laufe der 1970er Jahre immer stärker entfaltete und zur Entstehung einer Frauenbewegung und feministischen Gegenkultur (Frauenzentren, Frauencafés, Frauenuniversitäten, Frauenbuchläden) führte.[13] Während eine Vielzahl an Quellen die Entstehung und Entwicklung dieser Frauenbewegung dokumentiert, steht eine systematische Geschichte des Antifeminismus in der Bundesrepublik noch aus.[14] In ihrem 1980 formulierten Rückblick auf die zweite Frauenbewegung stellt Herrad Schenk fest, dass mit dieser auch der Antifeminismus virulenter geworden sei. Seien die ersten Frauengruppen in der Anfangsphase von der größeren Öffentlichkeit bis auf polemische Kommentare in der linken Presse noch weitgehend ignoriert worden, so seien mit dem „Jahr der Frau" 1975 Frauenthemen in den Fokus einer breiteren Öffentlichkeit gelangt. Insbesondere das Erscheinen von Alice Schwarzers „Der kleine Unterschied und seine großen Folgen" hätte starke, besonders auch auf die Person bezogene diffamierende Reaktionen nach sich gezogen.[15]

Der „Klassiker" zum Antifeminismus der 1980er Jahre ist das 1991 erschienene Buch „Backlash. The Undeclared War Against American Women" von Susan Faludi.[16] In diesem entfaltet Faludi an unterschiedlichem Material (wie Studien, Filme, Debatten, Mode, plastische Chirurgie, Kampagnen gegen Schwangerschaftsabbruch) die These, dass die 1980er Jahre eine Dekade des Gegenschlags gegen den Feminismus gewesen seien. Das zentrale Argument der GegnerInnen habe darin bestanden, den Feminismus beziehungsweise die Frauenbewegung für das (vermeintliche) Unglück der Frauen und alle möglichen anderen gesellschaftlichen Krisenerscheinungen verantwortlich zu machen. Die Beobachtungen Faludis lassen sich zum Teil auch auf die Situation in der Bundesrepublik übertragen. Hier entwickelten sich in den 1980er/1990er Jahren neue antifeministische Gruppierungen: die sogenannten Männerrechtsgruppen, die (bis heute) teilweise stark antifeministisch agieren.[17] Inhaltlich vertreten sie vor allem die Annahme, Männer seien Opfer des Feminismus (So hätten zum Beispiel Väter keine Rechte, und Jungen seien die neuen Bildungsverlierer). Die antifeministischen Männerrechtler gehen davon aus, dass sich die Gleichheit von Frauen zu einer Ungleichheit von Männern verkehrt habe. Sie argumentieren vehement gegen bestehende Gleichstellungsmaßnahmen und Gender Mainstreaming, die sie als staatlich verordnete Umerziehung verunglimpfen, und polemisieren gegen den Begriff „Gender".[18]

12 Planert kann an vielen Stellen ihrer Studie zeigen, „daß Antifeminismus und Antisemitismus um die Jahrhundertwende nicht nur programmatisch-strukturelle Ähnlichkeiten hatten, sondern auch personell und organisatorisch eng miteinander verflochten waren." Planert (Anm. 1), S. 17. Vgl. aktuell zum Zusammenhang von Antifeminismus und Antisemitismus Karin Stögner, Antisemitismus und Sexismus. Historisch-gesellschaftliche Konstellationen, Baden-Baden 2014; Jonas Fedders, „Die Rockefellers und Rothschilds haben den Feminismus erfunden." Einige Anmerkungen zum Verhältnis von Antifeminismus und Antisemitismus, in: Juliane Lang/Ulrich Peters (Hrsg.), Antifeminismus in Bewegung. Aktuelle Debatten um Geschlecht und sexuelle Vielfalt, Hamburg 2018, S. 213–232.

13 Vgl. zur zweiten Frauenbewegung Ute Gerhard, Frauenbewegung und Feminismus. Eine Geschichte seit 1789, München 2009; Ilse Lenz (Hrsg.), Die Neue Frauenbewegung in Deutschland. Abschied vom kleinen Unterschied. Eine Quellensammlung, Wiesbaden 2008.

14 Auch in der DDR wird es mit hoher Wahrscheinlichkeit antifeministische Strömungen gegeben haben, trotz (oder gerade wegen) staatlich verordneter Emanzipation. Untersuchungen dazu sind aber nicht bekannt.

15 Vgl. Schenk (Anm. 1), S. 172.

16 Vgl. Susan Faludi, Die Männer schlagen zurück. Wie die Siege des Feminismus sich in Niederlagen verwandeln und was Frauen dagegen tun können, Reinbek 1993 (1991).

17 Vgl. Thomas Gesterkamp, Geschlechterkampf von rechts. Wie Männerrechtler und Familienfundamentalisten sich gegen das Feindbild Feminismus radikalisieren, Expertise für die Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn 2010; Andreas Kemper, (R)echte Kerle: zur Kumpanei der MännerRECHTSbewegung, Münster 2011; Hinrich Rosenbrock, Die antifeministische Männerrechtsbewegung, Denkweisen, Netzwerke und Online-Mobilisierung, Expertise für die Heinrich-Böll-Stiftung, Berlin 2012; Robert Claus, Maskulismus. Antifeminismus zwischen vermeintlicher Salonfähigkeit und unverhohlenem Frauenhass, Expertise für die Friedrich-Ebert-Stiftung, Berlin 2014.

18 Vgl. zu letzterem Rosenbrock (Anm. 17), S. 71 ff.

ANTIGENDERISMUS

Viele Argumente der antifeministischen Männerrechtsbewegung tauchen auch im sogenannten Antigenderismus auf. Man kann Antigenderismus als eine aktuelle Form des Antifeminismus bezeichnen, der sich in seiner expliziten Argumentation nicht primär gegen „Feminismus", sondern gegen „Gender" wendet.[19] Seit Mitte der 2000er Jahre und verstärkt seit 2014 polemisieren verschiedene VertreterInnen dieser Richtung sowohl in den traditionellen Massenmedien wie im Internet gegen Gender Mainstreaming, das sie als „Gender-Wahnsinn" verhöhnen, sowie gegen die Geschlechterforschung oder Gender Studies, die sie als „Gender-Ideologie" rhetorisch disqualifizieren. „Gender-Ideologie" ist ein zentraler Kampfbegriff, mittels dessen alles diskreditiert, eben als „ideologisch" verunglimpft werden soll, das mit Gender zu tun hat.[20]

Eine zentrale rhetorische Strategie besteht darin, den Begriff „Gender" in Misskredit zu bringen. Dieser stammt aus dem Englischen und diente dort zunächst der Bezeichnung des grammatischen Geschlechts. Schließlich wurde er auch verwendet, um auf die sozialen Aspekte geschlechtlicher Identität hinzuweisen, im Gegensatz zu den mit *sex* bezeichneten biologischen Aspekten. Der mittlerweile auch im Deutschen üblich gewordene Gebrauch der Bezeichnung „Gender" impliziert die Annahme, dass geschlechtliche Identitäten sowie Bilder und Normen zu Weiblichkeit und Männlichkeit stark sozial geprägt sind und soziale Folgen für die Individuen haben, je nach dem mit welchen hierarchischen Positionen, Vor- und Nachteilen die Zuordnung zu einer Gruppe verbunden ist. Gender kann damit auch als Ausdruck dafür genommen werden, dass gesellschaftliche Vorstellungen zu Geschlecht offener und flexibler geworden sind. Genau gegen dieses Verständnis von Geschlecht polemisieren und kämpfen die GegnerInnen mit ihrem Vorwurf des „Genderismus". Sie benutzen vor allem zwei Argumentationsstränge: einen antietatistischen und einen antiwissenschaftlichen. Bei ersterem wird unterstellt, Gender Mainstreaming sei eine Art staatlich verordnete kollektive Gehirnwäsche, die wahlweise von der EU oder Lobbygruppen lanciert werde. Der zweite versucht vor allem die Gender Studies darüber zu delegitimieren, dass sie unwissenschaftlich seien, Ideologie produzierten und damit unrechtmäßig Steuergelder verschleudern würden.[21]

Diese neue Form des Antifeminismus wird von verschiedenen Spektren und AkteurInnen getragen. Zu diesen gehören Protagonisten aus der Männerrechtsbewegung, konservative JournalistInnen, christlich-fundamentalistische Gruppierungen sowie rechtspopulistische bis rechtsextreme Bewegungen und Parteien. Nach der Genderforscherin Juliane Lang und dem Journalisten Ulrich Peters hat er sich in zwei Wellen entwickelt. Die erste Welle begann 2006 ausgehend von einem Beitrag in der „Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung", in dem Gender Mainstreaming als „politische Geschlechtsumwandlung" diskreditiert wurde.[22] Es folgten ähnliche Artikel; besonders häufig nahm sich die neurechte „Junge Freiheit" des Themas an. Die zweite Welle begann 2014 mit den Protesten gegen die Thematisierung und Akzeptanz sexueller Vielfalt in der Sexualerziehung. Hierzu zählt die Hetze gegen das „Handbuch Sexualpädagogik der Vielfalt" und seine AutorInnen, die 2014 von einzelnen rechtspopulistischen AutorInnen im Internet verbreitet wurde. Außerdem kam es zu Protesten gegen die Thematisierung sexueller Vielfalt in den verschiedenen Bildungsplänen und Richtlinien zur Sexualerziehung in unterschiedlichen Bundesländern. Diese begannen 2013/2014 mit einer Petition gegen den Bildungsplan in Baden-Württemberg, in dem sexuelle Vielfalt als Querschnittsthema verankert werden sollte. Zwei neue Initiativen unterstützten die Ziele der Petition durch Demonstrationen: Zum

19 Vgl. aktuelle Publikationen zum Phänomen: Sabine Hark/Paula-Irene Villa (Hrsg.), (Anti-)Genderismus, Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen, Bielefeld 2015; Ariadne. Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte 71/2017 mit dem Schwerpunkt „Diffamierende Reden. Antifeminismen im Wandel"; Sonja Strube, Rechtspopulistische Strömungen und ihr Anti-Genderismus, in: Margit Eckholt (Hrsg.), Gender studieren. Lernprozess für Theologie und Kirche, Ostfildern 2017, S. 105–120; Lang/Peters (Anm. 12); für den europäischen Kontext vgl. David Paternotte/Roman Kuhar (Hrsg.), Anti-Gender Campaigns in Europe. Mobilizing against Equality, London–New York 2017; Schwerpunkt „Demokratie braucht Feminismus" des Gunda-Werner-Instituts der Heinrich-Böll-Stiftung: www.gwi-boell.de/de/demokratie-braucht-feminismus.

20 Vgl. zu „Gender-Ideologie" als transnationalem Diskurs verschiedener europäischer rechtspopulistischer Gruppierungen auch David Paternotte/Roman Kuhar, Gender Ideology in Movement: Introduction, in: dies. (Anm. 19), S. 1–22.

21 Vgl. auch Hark/Villa (Anm. 19), S. 20–25.

22 Vgl. Juliane Lang/Ulrich Peters, Antifeminismus in Deutschland. Einführung und Einordnung, in: dies. (Anm. 12), S. 13–35, hier S. 21 ff.; Hark/Villa (Anm. 19), S. 26 ff.

einen die Initiative „Besorgte Eltern", die mit der Kampfvokabel „Frühsexualisierung" gegen Sexualerziehung in Schulen agitiert. Zum anderen die Initiative „Demo für alle", die sich an der französischen Protestbewegung „Manif pour tous" orientiert, die 2012/2013 landesweite Proteste gegen die Einführung einer „Ehe für alle" organisierte.[23] Insbesondere die „Demo für alle" ist weiterhin sehr aktiv und kämpft vehement gegen Sexualerziehung und die Gleichstellung homosexueller mit heterosexuellen Partnerschaften. Die Mittel dazu sind, neben gezielter Einflussnahme auf PolitikerInnen, Petitionen, Kampagnen, die Ausrichtung von Symposien und vereinzelt Demonstrationen. Mittlerweile ist dieser Antifeminismus durch die AfD auch parlamentarisch vertreten. In der Kombination von Diskreditierung von Geschlechtergerechtigkeit über die Diffamierung von Gender, Diffamierung von sexueller Vielfalt und Dämonisierung von Sexualerziehung/Sexualaufklärung verbindet die Partei die Ablehnung von Gender Studies und Sexualerziehung und die Stärkung von heterosexuellen Familien mit ihrer völkisch-rassistischen Ausrichtung: Familienpolitik versteht die AfD explizit als Bevölkerungspolitik. Ziel dieser Politik soll sein, dass deutschstämmige Familien mehr Nachwuchs produzieren.[24]

Neben der Fokussierung auf Gender transportiert der Antigenderismus aber auch eine klare Ablehnung von Feminismus und FeministInnen beziehungsweise deren Erfolgen in Politik und Wissenschaft. Paradoxerweise wird sich mittlerweile aber in strategischer Weise zuweilen auch positiv auf Frauenrechte bezogen, wenn dadurch die Überlegenheit gegenüber „vormodernen", „kulturell rückständigen" zugewanderten Gruppen behauptet werden kann. Der neue Antifeminismus geht nicht mehr von einer generellen Minderwertigkeit von Frauen aus, aber er bekämpft vehement die Kritik und Infragestellung von Zweigeschlechtlichkeit. Er propagiert eine scheinbar klare, stabile und unveränderbare Ordnung, deren Grundpfeiler voneinander unterscheidbare geschlechtliche Identitäten sowie die heterosexuelle Kleinfamilie sein sollen. Dieser neue Antifeminismus ist ein zentraler Bestandteil zeitgenössischer rechtspopulistischer Bewegungen in Europa. Für seine Entwicklung lassen sich drei Gründe anführen. *Erstens*, kulturelle Hegemonie: In Gefahr ist nicht, wie die GegnerInnen permanent beschwören, die Familie, sondern die kulturelle Hegemonie konservativer Werte durch eine Liberalisierung der Gesellschaft. Diejenigen, die diese Werte vertreten und durch diese Privilegien genießen, fürchten um den Verlust der Privilegien und ihrer Deutungsmacht. *Zweitens*, strategische Bündnisse: Viele Forschende, die sich mit dem neuen Antifeminismus auseinandergesetzt haben, stellen fest, dass dieser vor allem die strategische Funktion besitzt, verschiedene Gruppen (und Themen) zusammen zu bringen. Der Antigenderismus eignet sich als „Scharnier" oder *symbolic glue* (symbolischer Klebstoff) offenbar gut (eventuell besser als stark rechtsextrem konnotierte Themen), um breite Bündnisse für eine autoritäre und rassistische Politik zu schmieden.[25] *Drittens*, Moderne – sozialer Wandel: Die antifeministischen Mobilisierungen gegen Gender und sexuelle Vielfalt funktionieren auch deshalb, weil sie zu Vehikeln grundsätzlicher Ängste und Verunsicherungen werden können. Die Angst vor einem sozialen Wandel, vor der Globalisierung und Neoliberalismus, vor Veränderungen, ist häufig Voraussetzung für Ängste, die sich an Fragen zu Geschlecht und Sexualität manifestieren. Aber diese Ängste werden auch bewusst geschürt von jenen, die auf eine autoritäre Einrichtung der Gesellschaft setzen. Insofern ist auch der aktuelle Antifeminismus als modernes Krisensymptom zu deuten und gleichzeitig in seiner Bedrohung grundsätzlicher demokratischer Werte ernst zu nehmen und zu kritisieren.

IMKE SCHMINCKE
ist promovierte Soziologin und Akademische Rätin am Lehrstuhl „Soziologie und Gender Studies" der Ludwig-Maximilians-Universität München.
imke.schmincke@soziologie.uni-muenchen.de

23 Vgl. Imke Schmincke, Das Kind als Chiffre politischer Auseinandersetzung am Beispiel neuer konservativer Protestbewegungen in Frankreich und Deutschland, in: Hark/Villa (Anm. 19), S. 93–107.

24 Vgl. Kapitel 7 im Wahlprogramm der AfD www.afd.de/wp-content/uploads/sites/111/2017/06/2017-06-01_AfD-Bundestagswahlprogramm_Onlinefassung.pdf; zur Familien- und Geschlechterpolitik der AfD auch Andreas Kemper, Keimzelle der Nation – Teil 2. Wie sich in Europa Parteien und Bewegungen für konservative Familienwerte, gegen Toleranz und Vielfalt und gegen eine progressive Geschlechterpolitik radikalisieren, Expertise für die Friedrich-Ebert-Stiftung, Berlin 2014.

25 Vgl. Henning von Bargen/Barbara Unmüßig, Antifeminismus – Scharnier zwischen rechtem Rand und Mitte, 16.9.2016, www.gwi-boell.de/de/2016/09/28/antifeminismus-scharnier-zwischen-rechtem-rand-und-mitte; Eszter Kováts/Maari Põim, Gender als Symbolic Glue. The Position and Role of Conservative and Far Right Parties in the Anti-Gender Mobilizations in Europe, Expertise für die Friedrich-Ebert-Stiftung, Berlin 2015.

MÄNNERPOLITIK UND (ANTI-)FEMINISMUS

Thomas Gesterkamp

Der Begriff „Feminismus" hat in den vergangenen Jahrzehnten viel von seiner früheren Provokation verloren. Als Alice Schwarzer Mitte der 1970er Jahre „Der ‚kleine Unterschied' und seine großen Folgen" schrieb, war das anders. Für die damals noch eindeutig männlich geprägte Öffentlichkeit verkörperte sie das stimmige Feindbild der „Emanze" und „Männerhasserin".[01] Durch Fernsehauftritte in Talk- und Spielshows, später auch durch ihre umstrittene Islam-Kritik näherte sich Schwarzer dem bürgerlichen Mainstream an; gleichstellungspolitische Forderungen wurden salonfähig und teilweise gesetzlich umgesetzt. Als Reaktion entstand ein vor allem im Internet aggressiv auftretender Antifeminismus – geprägt von verunsicherten Männern, die sich als Geschädigte von Trennungs- oder Quotenregelungen betrachten.

In klarer Distanz zu solchen Strömungen debattieren auch geschlechterdialogisch orientierte Männer ihr Verhältnis zu Frauenpolitik und Frauenbewegung: Wie viel Feminismus braucht der Mann? Und wie viel Mann der Feminismus? So, wie sich in der feministischen Szene verschiedene Strömungen entwickelt haben und die einstige Gallionsfigur Schwarzer längst nicht mehr die alleinige Definitionsmacht beanspruchen kann,[02] gibt es auch unter den männlichen Aktivisten eine große Diversität im Selbstverständnis.

Auf dem Podium einer internationalen Konferenz zur Männerpolitik, die 2014 in Wien stattfand, sorgte Tomas Agnemo für Aufsehen. „Natürlich bin ich Feminist. Haben Sie ein Problem damit?", konterte der Direktor der schwedischen Nichtregierungsorganisation Men for Gender Equality die Frage eines verwunderten Moderators. Agnemo, der auch das weltweit tätige Netzwerk MenEngage auf europäischer Ebene koordiniert, versteht sich als Teil einer „feministischen Bewegung von und für Menschen". Gemeinsam arbeite man daran, „die Gesellschaft zu verändern und Geschlechtergerechtigkeit zu erreichen".[03]

Im deutschsprachigen Raum ist eine solche Selbstidentifizierung selten zu finden, und wenn, dann bisher eher als Netzphänomen.[04] So verwundert es nicht, dass Agnemos Aussage auf Widerspruch stieß. Martin Rosowski vom Bundesforum Männer sieht Männerpolitik „nicht als eine Fortsetzung von Frauenpolitik in dem Sinn, dass wir einfach nur das Vorzeichen ändern und das Gleiche mit Männern weitermachen". Der Vorsitzende des deutschen Dachverbands männerpolitischer Organisationen legt Wert auf den „konstruktiven Diskurs" mit Frauenbewegung und Feminismus, findet jedoch entscheidend, „dass wir unseren politischen Fokus vom tatsächlichen Bedarf der Männer her ableiten".[05]

Ähnlich positionierte sich in Wien der Schweizer Markus Theunert, langjähriger Präsident der Initiative männer.ch: „Wenn wir sagen, Feminismus heißt, ein System zu überwinden, das früher eine Herrschaft der Männer war, das Patriarchat, dann bin ich natürlich Feminist." Andererseits: „Wenn Feminismus heißt, dass weibliche Lebensrealitäten einfach den Männern angeglichen werden, wenn Frauen bloß befähigt und ermächtigt werden sollen, die eindimensionalen Lebensentwürfe zu reproduzieren, unter denen wir Männer schon mehr als genug leiden: Dann bin ich definitiv kein Feminist."[06]

Sind Männer, die sich für die Gleichstellung der Geschlechter einsetzen, automatisch „Feministen"? Sollten sie sich daher auch als solche bezeichnen? Sie unterstützen die Forderung nach gleicher Bezahlung von Erwerbsarbeit, kritisieren die Abwertung „weiblicher" Tätigkeiten etwa in den Erziehungs- und Pflegeberufen. Auch die Frauenförderung in Unternehmen und die Einführung einer gesetzlichen Quote in der Privatwirtschaft halten sie für unterstützenswerte Ziele. Insistieren sie aber zugleich darauf, dass Männer eigenständige Ideen für ihre Emanzipation entwickeln sollten, wirkt der Begriff „Feminist" eher deplatziert. Die Irritation über seine affirmative

Verwendung in internationalen Netzwerken wie MenEngage macht kontroverse Standpunkte und unterschiedliche Strategien deutlich.

KEINE ERBSCHULD

Der „emanzipatorisch kräftigende" oder „kritische" Ansatz, wie ihn Markus Theunert in seiner Einführung eines grundlegenden Sammelbands nennt, versteht Männerpolitik und Frauenpolitik als „gleichwertige Pfeiler einer modernen Gleichstellungspolitik". Männer und Frauen sind ihm zufolge „sowohl Anwälte resp. Anwältinnen ihrer eigenen Perspektiven und Anliegen wie auch Verbündete im Hinblick auf die Gestaltung eines lebenswerten Ganzen".[07] Von persönlichen Erfahrungen ausgehend sollen neben den unbestrittenen Privilegien der männlichen Rolle auch deren Nachteile thematisiert werden. Wesentliche Aspekte sind dabei zum Beispiel die geringere Lebenserwartung, die Schwierigkeiten mancher (nicht aller) Jungen im Bildungssystem, die (nicht immer selbst gewählte) familiäre Randständigkeit von Vätern oder die hohe männliche Suizidrate.

Die Männerbewegung – wenn man von einer solchen überhaupt sprechen will – war einst beeinflusst von der These, es gebe eine männliche „Erbschuld" qua Geschlecht. Nach dieser Lesart sind alle Männer unabhängig von ihrer Lebenslage mitverantwortliche Profiteure der Frauenunterdrückung. Die australische Geschlechterforscherin Raewyn Connell prägte die Formel von der „hegemonialen Männlichkeit": Danach nehmen Männer eine „vergoldete" Rolle ein, sind Nutznießer einer „patriarchalen Dividende": Sie haben es in beruflichen wie privaten Situationen leichter als Frauen, weil sie sich auf unsichtbare Vorteile in der Gesellschaft stützen können.[08]

Die Analyse der geschlechtsspezifischen Privilegierung führte zu einer demütigen Haltung männlicher Aktivisten gegenüber der Frauenbewegung. Symptomatisch war ein Satz, der in den 1980er Jahren jeden Band der Reihe „rororo mann" im Rowohlt Verlag einleitete. Ursprünglich stammt das Zitat aus dem Buch „Der Untergang des Mannes" des damals viel gelesenen Autors Volker Elis Pilgrim, es lautet: „Der Mann ist sozial und sexuell ein Idiot."[09] Mit diesem verbalen Kniefall sprachen männliche „Antisexisten" sich selbst und ihren Geschlechtsgenossen wichtige menschliche Eigenschaften wie Fürsorglichkeit und Beziehungskompetenz pauschal ab. Die unkritische Übernahme einer diffamierenden Extremposition war schon damals falsch und überflüssig – und ist es heute mehr denn je.

ERZIEHUNGSPROGRAMM

Auf den Mottospruch wurde in der Männerliteratur bald verzichtet, die allzu saloppen Selbstbezichtigungen aber sind nicht völlig verschwunden. Der US-amerikanische Männerforscher Michael Kimmel, ein bekennender Profeminist, veröffentlichte 2011 etwa „The guy's guide to feminism".[10] Der griffige Titel beruht auf einer gezielten Vermarktungsstrategie; der Geschlechterdialog wird aber auch als Erziehungsprogramm interpretiert: Männer sollen an den Feminismus herangeführt werden – Frauen haben eine Veränderung in Wahrnehmung und Verhalten offenbar nicht nötig. Ein Buch mit der Umkehrung „The woman's guide to masculism" ist kaum vorstellbar – zumal die Begriffe „Maskulismus" oder „Maskulinis-

01 Alice Schwarzer, Reaktion der Männermedien, in: dies., Der kleine Unterschied und seine großen Folgen. Frauen über sich – Beginn einer Befreiung, erweiterte und aktualisierte Ausgabe, Frankfurt/M. 1977, S. 241.
02 Vgl. Miriam Gebhardt, Alice im Niemandsland. Wie die deutsche Frauenbewegung die Frauen verlor, München 2012; zu feministischen Strömungen und Diskursen siehe die anderen Beiträge in dieser Ausgabe.
03 Österreichisches Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz, Männerpolitik. Beiträge zur Gleichstellung der Geschlechter. Tagungsdokumentation zur Internationalen Konferenz vom 6./7. Oktober 2014, Wien 2015, S. 152.
04 Vgl. beispielsweise Vincent-Immanuel Herr/Martin Speer, Deutschland braucht mehr Feministen! Eine Anleitung von Männern für Männer, 11.2.2016, www.zeit.de/gesellschaft/2016-02/feminismus-maenner-sexismus-gleichberechtigung-vorteile-lebensqualitaet; Robert Franken im Gespräch mit Susanne Balthasar, „Wir brauchen mehr männlichen Diskurs über Feminismus", 15.7.2017, www.deutschlandfunkkultur.de/male-feminists-europe-wir-brauchen-mehr-maennlichen-diskurs.2147.de.html?dram:article_id=391172; siehe auch www.male-feminists.europe.org.
05 Österreichisches Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz (Anm. 3), S. 149.
06 Ebd., S. 172.
07 Markus Theunert (Hrsg.), Männerpolitik. Was Jungen, Männer und Väter stark macht, Wiesbaden 2012, S. 53.
08 Raewyn (vorm. Robert) Connell, Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten, Opladen 2000, S. 97.
09 Volker Elis Pilgrim, Der Untergang des Mannes, München 1973.
10 Michael Kimmel, The Guy's Guide to Feminism, New York 2011.

mus“ (letzteres ist im Deutschen grammatikalisch korrekt) durch konfrontative Männerrechtler diskreditiert sind.

In den vergangenen Jahren sind die antifeministischen Stimmen in der geschlechterpolitischen Debatte lauter geworden. Rechtskonservative und christliche Fundamentalisten propagieren die Rückkehr zu alten Rollenbildern. Gegen alles, was mit dem Reizwort „Gender“ zu tun hat, wird ein regelrechter Kulturkampf geführt. Anfangs überwiegend Selbstbestätigung in den Filterblasen der eigenen Online-Foren, finden solche Gedanken in der AfD mittlerweile eine programmatische Basis und eine parlamentarische Bühne. In dieser veränderten Konstellation sollte sich eine unabhängige Männerpolitik jenseits von Feminismus und Antifeminismus verorten. Das Wort „jenseits“ impliziert dabei keineswegs gleiche Distanz in beide Richtungen: Die meisten emanzipatorisch orientierten Männer dürften Feministinnen erheblich näher stehen als deren Gegnern.[11]

Wenn Frauenpolitik alle Männer für privilegiert, die eigene Zielgruppe aber für stets benachteiligt und daher förderungswürdig hält, macht sie sich angreifbar. Auch die Gleichstellungsberichte der Bundesregierung behandeln Diskriminierung fast ausschließlich aus weiblicher Perspektive. In der Kurzfassung des Gutachtens zum 2017 vorgelegten zweiten Bericht dieser Art gibt es immerhin ein eigenes Themenblatt zu „Männer und Gleichstellung“. Darin betont die (gemischtgeschlechtlich besetzte) Sachverständigenkommission, „dass gleiche Verwirklichungschancen für Frauen und Männer nur erreicht werden können, wenn auch Strukturen erkannt und beseitigt werden, die Männer aufgrund des Geschlechtes an der Verwirklichung ihrer Lebensentwürfe hindern“. Die Expertinnen und Experten aus Wissenschaft und Politikberatung erwähnen als Beispiel die überlangen Arbeitszeiten, das wachsende Engagement von Männern als Väter und bei der Pflege von Angehörigen sowie die besonderen Schwierigkeiten der überwiegend männlichen Geflüchteten.[12]

Das Gutachten listet zahlreiche „Gender Gaps“ auf: Vom Gender Pay Gap ist die Rede, ebenso vom Gender Lifetime Earnings Gap, vom Gender Pension Gap oder vom Gender Time Gap. Zu Deutsch: Überall tut sich ein Gefälle, eine Kluft zwischen den Geschlechtern auf – zulasten der Frauen. Sie verdienen im Durchschnitt 21 Prozent weniger (im öffentlichen Dienst beträgt der Unterschied immerhin nur 6 Prozent).[13] Ihr Gesamteinkommen im Lebensverlauf ist sogar um 49 Prozent niedriger, und sie haben um 53 Prozent geringere eigene Rentenansprüche.[14] Und ihre bezahlte Wochenarbeitszeit ist um 8,2 Stunden kürzer, ebenfalls eine Lücke von 21 Prozent.[15]

ERWERBSARBEIT UND SORGE

Diesen Gender Time Gap könnte man nicht als Nachteil, sondern auch als zeitsouveränes Privileg interpretieren – wäre es immer frei gewählt und käme dazu nicht die unbezahlte private Sorgearbeit, die die Expertise ausführlich herausstellt. Der Gender Care Gap beträgt 52 Prozent, bei Paaren mit Kindern 83,3 Prozent.[16] Hier gibt es die größte Ungleichheit zwischen den Geschlechtern: Frauen leisten erheblich mehr als Männer im Haushalt, kümmern sich um Kinder und bedürftige Familienmitglieder.

Der Zweite Gleichstellungsbericht setzt wie sein Vorgänger aus dem Jahr 2011 den Schwerpunkt auf die Erwerbsarbeit, auf die daraus abgeleiteten sozialpolitischen Ansprüche sowie auf das Steuer-, Ehe- und Familienrecht. Diese „konturierte“ Betrachtungsweise der Kommission hat Stärken, weil die fortbestehenden Benachteiligungen von Frauen in zentralen Bereichen herausgearbeitet werden. Die Schwäche liegt darin, dass andere Politikfelder kaum vorkommen. Ausgerechnet dort aber sind die Gaps, die Differenzen zwischen den Geschlechtern, längst nicht so eindeutig. Teilweise liegen die Schattenseiten eher bei den Männern.

Hilfreich ist daher eine Wortkreation, die nicht in dem Bericht auftaucht, aber eigentlich in

11 Vgl. Thomas Gesterkamp, Jenseits von Feminismus und Antifeminismus. Plädoyer für eine eigenständige Männerpolitik, Wiesbaden 2014.

12 Vgl. Gutachten der Sachverständigenkommission für den Zweiten Gleichstellungsbericht der Bundesregierung: Erwerbs- und Sorgearbeit gemeinsam neu gestalten, Themenblatt 6: Männer und Gleichstellung, Berlin 2017.

13 Vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.), Zweiter Gleichstellungsbericht der Bundesregierung, Berlin 2017, S. 94, S. 130.

14 Vgl. ebd., S. 94f.

15 Vgl. ebd., S. 95.

16 Vgl. ebd., S. 95f.

ihn hinein gehören würde: der Gender Life Expectation Gap. Die Lebenserwartung von Männern in Deutschland ist im Schnitt über fünf Jahre kürzer als die von Frauen. In der Nachkriegszeit lag diese Differenz bei acht Jahren, in Teilen Osteuropas beträgt das Gefälle nach wie vor bis zu 15 Jahre. Die Klosterstudie des Demografen Marc Luy, der die vergleichbaren Biografien von Nonnen und Mönchen untersucht hat, ergibt einen biologisch bedingten Geschlechterunterschied von nur einem Jahr.[17] Alles andere ist soziale Konstruktion, hat mit der Art zu tun, wie Männer leben, arbeiten und mit ihrem Körper umgehen. Sie gehen seltener zum Arzt, haben körperlich ruinöse Jobs in der Industrie und auch in prekären Dienstleistungen; sie ernähren sich ungesünder, rauchen und trinken mehr als Frauen. Männer weinen heimlich, Männer kriegen 'nen Herzinfarkt, hat der Sänger Herbert Grönemeyer das Phänomen knapp zusammengefasst.

NACHRANGIGE MÄNNERGESUNDHEIT

Männer hatten in der Gesundheitspolitik lange keine Lobby. Die Krankenkassen setzten klare Prioritäten: Die Vorsorge gegen Brustkrebs und die regelmäßige gynäkologische Kontrolle waren besonders unterstützenswert, galten sie doch als entscheidend für die biologische Reproduktionsfähigkeit der Gesellschaft. Schon in den 1970er Jahren entstand zudem im Umfeld der Auseinandersetzungen um den Abtreibungsparagrafen 218 eine Frauengesundheitsbewegung. Die Aktivistinnen skandalisierten zu Recht, dass Testreihen zu neuen Medikamenten bisweilen nur mit männlichen Probanden vorgenommen wurden. Sie verwiesen auf die Geschlechterblindheit der zu dieser Zeit noch überwiegend männlichen Ärzteschaft, die spezifisch weibliche Symptomatiken ignorierte. So unterscheiden sich beispielsweise die Anzeichen von Herz- und Kreislauferkrankungen nach Geschlecht: Männer spüren typische Lehrbuch-Anzeichen wie Engegefühl und Stechen in der Brust, Frauen klagen eher über Schlafstörungen und Übelkeit – mit der Gefahr, dass ein möglicher Infarkt zu spät erkannt wird.

Weibliche Initiativen haben dafür gesorgt, dass sich der geschlechtsspezifische Blick auf die Medizin schärfte. Früh entstanden Selbsthilfezentren und Ansätze einer Gesundheitsberichterstattung über Frauen, die bald auch von öffentlichen Institutionen gefördert wurde. Dem stand, abgesehen von einzelnen Selbsthilfegruppen wie der Aids-Hilfe, zunächst kein männliches Pendant gegenüber – weder als Männergesundheitsbewegung noch in Form einer auf sie ausgerichteten Berichtskultur. Um die Faktoren, die Männer krank machen, kümmerten sich weder Politik noch Wissenschaft in ausreichendem Maße, weil zu wenig Druck ausgeübt wurde. Erst nach der Jahrtausendwende verstärkten sich die Forderungen nach einer geschlechtsspezifischen Prävention auch für Männer. Es dauerte dann aber noch bis 2014, ehe das Robert-Koch-Institut eine umfangreiche Studie zur „Gesundheitlichen Lage der Männer in Deutschland" vorlegte und so staatlich unterstützt männliche Probleme und Versorgungsengpässe sichtbar machte.[18]

Schon zuvor hatte es eine erste Expertise zur Männergesundheit gegeben. Auftraggeber war bezeichnenderweise aber nicht die Bundesregierung, sondern eine private Krankenversicherung. Die DKV kooperierte 2010 mit zwei Stiftungen und dem Gesundheitswissenschaftler Matthias Stiehler als Herausgeber.[19] Sie ließ die Abrechnungsdaten von über 400 000 Patienten auswerten. Wichtige Ergebnisse waren unter anderem: Männer tragen ein höheres Risiko bei Schlaganfall und Herzinfarkt, sie sind häufiger übergewichtig und alkoholkrank, sie stellen drei Viertel der Verkehrstoten.

Viele Männer betrachten ihren Körper als eine Maschine, die nur repariert werden muss, wenn sie überhaupt nicht mehr funktioniert. Sie missachten selbst massive Warnsignale. Nach der Maxime „Ein Indianer kennt keinen Schmerz" vermeiden sie medizinische Vorsorgeangebote. Allerdings liegen auch die Zugangsschwellen höher: Für Mammografien zum Beispiel werden Frauen gezielt angeschrieben, die Kosten von den Kassen übernommen. Wollen sich Männer gegen Prostatakrebs schützen, müssen sie die ent-

17 Vgl. Marc Luy, Warum Frauen länger leben. Erkenntnisse aus einem Vergleich von Kloster- und Allgemeinbevölkerung, Wiesbaden 2002.

18 Vgl. Robert-Koch-Institut, Gesundheitliche Lage der Männer in Deutschland, Berlin 2014.

19 Matthias Stiehler (Hrsg.), Erster Deutscher Männergesundheitsbericht, München 2010.

sprechenden Untersuchungen meist aus eigener Tasche bezahlen – es sei denn, sie nutzen die unentgeltlichen PSA-Tests auf Männergesundheitstagen oder ähnlichen Veranstaltungen.

TOXISCHE MÄNNLICHKEIT

Dass Männer früher als Frauen sterben, ist schon seit Mitte des 18. Jahrhunderts bekannt, als erstmals geschlechtsspezifische Mortalitätsstatistiken erstellt wurden. Das ist aber eben kein Naturgesetz, sondern auf krank machende gesellschaftliche Bedingungen, historische Geschlechternormen und das ihnen zugeschriebene Rollenkorsett zurückzuführen. Diese Erkenntnis müsste eigentlich einen gewichtigen Stellenwert haben in einem Bericht zur Gleichstellung der Geschlechter, der die „Lebensverlaufsperspektive" zum zentralen Konzept erklärt. Dem ist aber nicht so.

Die Liste der Wortkreationen, die unbehandelte Lücken bezeichnen, lässt sich ergänzen: um den Gender Suicide Gap, die dreimal höhere männliche Selbstmordrate. Oder um den Gender Homeless Gap: Mehr Männer als Frauen sind obdachlos, mit gravierenden gesundheitlichen Folgen. Sie sind auch die Leidtragenden des Gender Work Accident Gap, verunglücken häufiger am Arbeitsplatz, weil sie dort gefährliche Tätigkeiten zugewiesen bekommen oder freiwillig übernehmen. Und der Gender Prison Gap macht darauf aufmerksam, dass über 90 Prozent der Gefängnisinsassen männlich sind.

Ist es ein größeres Privileg, mehr Geld zu verdienen, als länger zu leben? Eine dialogisch orientierte Geschlechterpolitik sollte vermeiden, in eine unproduktive Hitparade der Benachteiligung einzusteigen. In seinem Buch „Boys don't cry", das er als Reaktion auf den plötzlichen Tod seines Vaters schrieb, weist der britische Autor Jack Urwin auf die Folgen des von ihm als „toxisch" bezeichneten männlichen Verhaltens hin – ohne die Schuld dafür bei den Frauen zu suchen.[20] Die Feministin Laurie Penny lobte „das brillante, persönliche, nicht-einmal-sexistische Buch des Jahrtausends über Männlichkeit und Politik, auf das die Welt gewartet hat".[21]

Dass Anliegen von Männern in der Gleichstellungsberichterstattung jetzt zumindest auftauchen, ist ein Fortschritt – und im Sinne eines Verständnisses, das sie als eigene Akteure anerkennt. Viele geschlechterpolitische Debatten, erst recht in internationalen Netzwerken oder in der Förderungspraxis der Europäischen Union, folgen jedoch weiter der Devise „Gender means women". So ist ein Vakuum entstanden, das Maskulinisten versuchen zu nutzen. Die vor allem in den Echokammern des Internets präsente „antifeministische Männerrechtsbewegung" inszeniert sich als Opfer weiblicher Emanzipation. Sie behauptet, nicht Frauen, sondern Männer seien mittlerweile in nahezu jeder Lebenslage benachteiligt. Ein von der „Gender-Ideologie" geprägter „Umerziehungsstaat" würde sie auf vielfältige Weise diskriminieren.[22]

Die viel beschworene Krise traditioneller Männlichkeit betrifft nur bestimmte soziale Milieus. Vor allem angelernte Industriearbeiter fühlen sich entwertet, sie werden in einer von der Digitalisierung geprägten Ökonomie weniger gebraucht. Im Wandel zur Dienstleistungsgesellschaft machen Männer Erfahrungen, die Frauen schon immer gemacht haben: Unterbrechungen beruflicher Biografien, schlechte Bezahlung, unsichere Beschäftigung, ein Flickwerk aus befristeten Arbeitsverträgen, nicht immer freiwilliger Teilzeit und Phasen der Erwerbslosigkeit, des erzwungenen Totalausstiegs. Ihrer Rolle als finanzieller Versorger entledigt und auf privater Ebene oft vereinsamt sind die „Angry White Men" besonders anfällig für die einfachen Erklärungen des Rechtspopulismus. Durch die Deindustrialisierung ausgestoßen aus „ihrer" Welt, so Michael Kimmel, machen zornige weiße Männer Feministinnen, Schwarze, Homosexuelle, Politiker oder Richterinnen für den Verlust ihrer Vorrechte verantwortlich.[23]

AUGENHÖHE

Andere, privilegierte Männer stehen weiterhin an der Spitze der Hierarchien in Wirtschaft, Politik und Wissenschaft. Sie pflegen dabei einen charakteristischen beruflichen Habitus: ständi-

20 Jack Urwin, Boys don't cry. Identität, Gefühl und Männlichkeit, Hamburg 2017.

21 Zit. nach www.edition-nautilus.de/programm/Flugschriften/buch-978-3-96054-042-7.html.

22 Vgl. hierzu ausführlich Thomas Gesterkamp, Für Männer, aber nicht gegen Frauen, in: APuZ 40/2012, S. 3–10.

23 Vgl. Michael Kimmel, Angry White Men. American Masculinity at the End of an Era, New York 2013.

ge Verfügbarkeit, auch abends, am Wochenende oder auf Reisen; selbstverständliche Bereitschaft zu Überstunden, absolute Priorität für Karriereziele. Private Aufgaben und Verpflichtungen in Erziehung oder Pflege sind nachrangig, sie werden delegiert an fürsorgliche (Ehe-)Partnerinnen oder bezahlte, meist ebenfalls weibliche Bedienstete.

Nicht nur Spitzenmanager, auch andere Beschäftigte müssen sich (teilweise in abgeschwächter Form) nach diesem Verhaltenskodex richten. Im Umgang mit Vorgesetzten sind sie konfrontiert mit „Dinosaurier-Vätern", mit männlichen Führungskräften, die „eine Frau zu Hause" haben und keine Rücksicht auf Familien- oder Freizeitinteressen ihrer Untergebenen nehmen. Wünsche nach Elternpause oder kürzeren Arbeitszeiten werden mit vorgeschobenen Argumenten abgewiesen. Viele Männer treffen dann eine schmerzliche, aber eindeutige Entscheidung zugunsten ihrer Erwerbsarbeit. Die Rolle des Zaungastes in der eigenen Familie nehmen sie als Nachteil in Kauf.

Angesichts solcher, durch äußere Anforderungen verursachten persönlichen Zwangslagen nützt es wenig, Männer als „soziale Idioten" abzuwerten – oder sie, wie einst das feministische Autorinnenpaar Cheryl Benard und Edit Schlaffer in ihrer süffisanten Klageschrift „Viel erlebt und nichts begriffen" als lernunfähige Wesen zu schildern.[24] Auf Augenhöhe debattieren und kooperieren kann man nur mit einem Gegenüber, das nicht ständig mit Vorwürfen überhäuft wird. Es reicht auch nicht, die Vertreter emanzipatorischer Männerpolitik gut gemeint in die Frauenpolitik „einzubeziehen". Das geschlechterpolitische Themenspektrum muss sich dringend erweitern – und die Selbstvertretung männlicher Interessen hat dabei eine eigenständige Legitimation.

In diesem Sinne agiert das 2010 gegründete Bundesforum Männer, das männerpolitische Pendant zum (erheblich länger bestehenden und breiter aufgestellten) Deutschen Frauenrat. Getragen von kirchlichen Männergruppen, Gewerkschaften, Sozialverbänden, Jungenprojekten und Väterinitiativen versteht sich der Zusammenschluss von inzwischen über 30 Organisationen als Lobby, Beratungsinstanz und Sprachrohr. Der Dachverband kritisiert, dass emanzipatorische Männeranliegen in den Parteien auf so wenig Resonanz stoßen. Während der schwierigen Regierungsbildung nach der Bundestagswahl 2017 gerieten geschlechterpolitische Themen (männer- wie frauenpolitische) erst recht ins Abseits. Das Forum meldete sich daraufhin mit der Stellungnahme „Männerpolitik gehört in den Koalitionsvertrag" zu Wort.

Gefordert wird darin zum Beispiel eine zweiwöchige Vaterschaftsfreistellung nach der Geburt mit Lohnfortzahlung, eine bedarfsorientierte Familienarbeitszeit mit Rückkehrrecht auf Vollzeit, der Abbau steuer- und sozialrechtlicher Anreize für das traditionelle Ernährermodell sowie verbesserte Rahmenbedingungen für pflegende Angehörige. Zudem müssten „die Voraussetzungen verbessert werden, dass Eltern in Nachtrennungsfamilien weiterhin gemeinsam Verantwortung übernehmen können". Das Forum will „die Position von getrennten Vätern mehr in den Blick" nehmen und das Wechselmodell, die von Juristen so bezeichnete paritätische Doppelresidenz von Trennungskindern, „als eine mögliche Umgangs- und Betreuungsform neben anderen" stärken.[25]

Diese zwar vorsichtige, aber dennoch parteiliche Formulierung ist auch eine Reaktion darauf, dass im Wahlkampf neben der FDP nur die AfD mehr Rechte für Scheidungsväter verlangt hatte. Gerade dieses Thema, ein geschlechterpolitisches Minenfeld, das Antifeministen als Eingangstor und Rekrutierungsfeld nutzen, sollte eine dialogisch orientierte Männerpolitik nicht dem rechten Rand überlassen.

THOMAS GESTERKAMP
ist promovierter Politikwissenschaftler und arbeitet als Journalist, Referent und Buchautor zu geschlechterpolitischen Themen. Zuletzt erschienen: „Jenseits von Feminismus und Antifeminismus – Plädoyer für eine eigenständige Männerpolitik" (2014).
www.thomasgesterkamp.de

24 Cheryl Benard/Edit Schlaffer, Viel erlebt und nichts begriffen. Die Männer und die Frauenbewegung, Reinbek 1986.

25 Bundesforum Männer, Männerpolitik gehört in den Koalitionsvertrag, Pressemitteilung vom 22.1.2018.

HEDWIG DOHMS „DIE ANTIFEMINISTEN"

Susanne Maurer

Eine Geschichte der Kritik[01] an bestehenden Geschlechterverhältnissen lässt immer auch Gegenpositionen erkennbar werden, die jeder Infragestellung einer bestimmten „Geschlechterordnung", jeder Fantasie von anderen Möglichkeiten, „Frau", „Mann" oder etwas noch ganz anderes zu sein, die Legitimation absprechen. Meist geschieht dies mit Bezug auf „die Natur" (die als gegeben erscheint), eine „gute Tradition" (die als bedroht erscheint) oder einen „göttlichen Willen" (der als unhinterfragbar erscheint) und mit mehr oder weniger subtilen Mitteln, wird freundlich oder auch extrem aggressiv vorgetragen, erfolgt häufig polemisch, wenn nicht gar in höchstem Maße diffamierend. All das lässt sich gegenwärtig mit Bezug auf den sogenannten Antigenderismus beobachten,[02] findet sich aber auch in anderen historischen Momenten, in denen – deutlich spürbar – Bewegung in die gesellschaftlichen Geschlechterordnungen kam. So stellt die Historikerin Ute Planert in ihrer nach wie vor wegweisenden historischen Untersuchung zu „Antifeminismus im Kaiserreich" fest: „Pfarrer beriefen sich auf die göttliche, Juristen und Staatsbeamte auf die weltliche Ordnung (…). Historiker bemühten die Geschichte, Physiologen verwiesen auf die immanente Logik der Natur. Bildungsbürger fürchteten um die Kultur, Politiker um die Handlungsfähigkeit des Staates, Berufsverbände um ihre männliche Klientel (…). Antisemiten sahen die ‚Rasse', Chauvinisten die Nation in Gefahr."[03]

Mit diesem Beitrag möchte ich an eine ebenso scharfsinnige wie scharfzüngige Analyse des Antifeminismus erinnern, die aus der Feder der frühen Feministin Hedwig Dohm (1831–1919) stammt, deren Leben selbst in eindrücklicher Weise von den Beschränkungen „weiblicher Möglichkeitsräume" zeugt, aber auch von den ebenso mutigen wie riskanten Bestrebungen, diese zu durchbrechen.[04] Dohms zeitgenössische Analysen und Polemiken gilt es dabei vor dem Hintergrund des historischen Kontextes des Deutschen Kaiserreichs (1871–1918) und der politischen und diskursiven Zusammenhänge des Phänomens „Antifeminismus" zu lesen.[05]

ANTIFEMINISMUS IM KAISERREICH

Um 1900, verstärkt ab 1908,[06] waren frauenbewegte Stimmen und Aktivitäten in der gesamten Gesellschaft deutlich wahrzunehmen. Die nahezu flächendeckende Präsenz von Frauenvereinen und -organisationen brachte deren Anliegen und Bestrebungen verstärkt ins Bewusstsein der Öffentlichkeit. Die noch wenigen Akademikerinnen (wie Ärztinnen oder Juristinnen), die im Ausland (so etwa in Zürich) bereits ein Studium absolvieren konnten, bevor dieser Weg für Frauen in Deutschland offiziell möglich wurde, äußerten sich nicht nur im Kontext frauenbewegter Öffentlichkeit zu Fragen der Gesundheit, des Rechts oder der Bildung. Auf die bereits erreichten – ebenso wie auf die geforderten, aber noch lange nicht verwirklichten – Öffnungen und Veränderungen in der gesellschaftlichen Geschlechterordnung reagierten sogenannte Antifeminist_innen mit starken Ressentiments; eine Veränderung der Stellung von Frauen in der Gesellschaft, vor allem aber den Anspruch von Frauen auf umfassende gesellschaftliche Teilhabe lehnten sie ab. „Obrigkeit ist männlich; das ist ein Satz, der sich eigentlich von selbst versteht", so bringt es der preußische Historiker Heinrich von Treitschke auf den Punkt.[07]

Die soziale Zusammensetzung antifeministischer Kreise erstreckte sich vom Großbürgertum über die Mittelschichten (vor allem Lehrer und Angestellte) bis in den agrarischen Bereich hinein („Bund der Landwirte"). Großgrundbesitzer gehörten ebenso dazu wie Wissenschaftler, Beamte, Juristen, Ärzte, Politiker

und Kleriker. Zu einem organisatorischen Kristallisationspunkt wurde schließlich der „Deutsche Bund zur Bekämpfung der Frauenemanzipation", dessen 1912 erfolgte Gründung auf Akteur_innen des „Alldeutschen Verbandes"[08] zurückgeht (dort wiederum sammelten sich vor allem National-Konservative und völkisch Gesinnte). Mit seinem Motto „Wahre Männlichkeit für den Mann, wahre Weiblichkeit für die Frau" konnte der „Bund" auch ein weibliches Publikum ansprechen: Ein Viertel seiner Mitglieder waren Frauen (überwiegend aus der bildungsbürgerlich-adligen Oberschicht); das sind mehr, als zeitgleich in der Sozialdemokratie organisiert waren. Gezielt wurde überdies „der anständige und denkende Arbeiter" adressiert, dem ebenfalls eine kritische Haltung in Bezug auf Frauenemanzipation unterstellt wurde.[09]

Die Resonanzräume antifeministischen Denkens reichten weit über eine solch einzelne Organisation wie den „Bund" hinaus. Wo bevölkerungspolitische Fragen verhandelt wurden, wo die Bedeutung der „deutschen Nation" hervorgehoben wurde, wo mit der „Gesundheit des Volkskörpers" argumentiert wurde, da war ein antifeministisches Ressentiment in der Regel nicht weit.[10]

Eine der antifeministischen Schreckensvisionen war die „Feminisierung" der Politik – für viele auch verbunden mit der Ablehnung demokratischer Staatsformen. Abgewehrt werden mussten demnach nicht nur die revolutionären Bestrebungen der Arbeiterklasse, sondern auch die Ambitionen demokratisch gesinnter bürgerlicher Kräfte. Ute Planert zeigt auf, wie sich in den antifeministischen Artikulationen antimodernistische und antidemokratische mit antisemitischen (und auch antislawischen) Motiven verknüpfen. Als besonders gern bemühtes diskursives Muster arbeitet Planert in diesem Zusammenhang die Idealisierung des „privaten Raumes" heraus, der anscheinend gegen die unliebsamen „Modernisierungseffekte" abgeschirmt werden muss:[11] „Dem Mann der Staat, der Frau die Familie", nur so scheint die Welt in (Geschlechter-)Ordnung zu sein.

Auch jenseits dezidiert antifeministischer Positionen wird die um 1900 von unterschiedlichen Akteur_innen formulierte „Zivilisationskritik in den Chiffren von Weiblichkeit und Männlichkeit"[12] verhandelt. Die imaginierten Bedrohungsszenarien beziehen sich durchaus auf historische Prozesse und gesellschaftliche Erfahrungen, auch wenn diese häufig nur verzerrt angesprochen werden und damit das in ihnen enthaltene soziale Konfliktpotenzial wieder verdeckt wird – so etwa die, zunächst insbesondere von Lehrern und Angestellten befürchtete Konkurrenz durch (aus)gebildete Frauen.

01 Vgl. etwa Gerda Lerner, Die Entstehung des feministischen Bewußtseins. Vom Mittelalter bis zur ersten Frauenbewegung, Frankfurt/M. u. a. 1993; Gisela Bock, Frauen in der europäischen Geschichte. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart, München 2000.

02 Siehe dazu den Beitrag von Imke Schmincke in dieser Ausgabe (*Anm. d. Red.*).

03 Ute Planert, Antifeminismus im Kaiserreich. Diskurs, soziale Formation und politische Mentalität, Göttingen 1998, S. 16.

04 Vgl. dazu insbesondere die Biografie von Isabel Rohner, Spuren ins Jetzt – Hedwig Dohm, eine Biografie, Sulzbach/Ts. 2010.

05 Neben Planert (Anm. 3) siehe auch Kenneth Clatterbaugh, AntiFeminism, in: Michael Flood et al. (Hrsg.), International Encyclopedia of Men and Masculinities, Routledge 2007, S. 21 ff.; Brigitte Fuchs, „Rasse", „Volk", „Geschlecht". Anthropologische Diskurse in Österreich 1850–1960, Frankfurt/M. 2003. Im Juni 2017 veranstaltete das Netzwerk „Frauen & Geschichte Baden-Württemberg e. V." eine Tagung zu „Antisemitismus–Antifeminismus. Ausgrenzungsstrategien im 19. und 20. Jahrhundert". Die Beiträge werden in einem Sammelband publiziert (voraussichtliches Erscheinen 2018/2019).

06 1908 erfolgte eine Änderung des preußischen Vereinsgesetzes, das Frauen zuvor die Mitgliedschaft und Betätigung in politischen Vereinigungen untersagt hatte.

07 Zit. nach Planert (Anm. 3), S. 36.

08 Vgl. Rainer Hering, Konstruierte Nation. Der Alldeutsche Verband 1890–1939, Hamburg 2003.

09 Vgl. dazu die Studie von Sabine Richebächer, Uns fehlt nur eine Kleinigkeit. Deutsche proletarische Frauenbewegung 1890–1914, Frankfurt/M. 1982.

10 Vgl. Ariadne. Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte 43/2003 mit dem Schwerpunkt „GegenBewegung der Moderne. Verbindungen von Antifeminismus, Antisemitismus und Emanzipation um 1900"; Peter G. J. Pulzer, Die Entstehung des politischen Antisemitismus in Deutschland und Österreich 1867 bis 1914, Göttingen 2004.

11 Dass der „private Raum" eigentlich eher eine „moderne Erfindung" ist, gehört zu den Pointen der Geschichte. Vgl. dazu prominent Karin Hausen, Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere". Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Werner Conze (Hrsg.), Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas, Stuttgart 1976, S. 363–393. Zur Kritik an den Thesen Hausens vgl. Britta Rang, Zur Geschichte des dualistischen Denkens über Mann und Frau. Kritische Anmerkungen zu den Thesen Karin Hausens zur Herausbildung der Geschlechtscharaktere im 18. und 19. Jahrhundert, in: Jutta Dalhoff/Uschi Frey/Ingrid Schöll (Hrsg.), Frauenmacht in der Geschichte, Düsseldorf 1986, S. 194–204.

12 Planert (Anm. 3), S. 276.

Es geht um Rechte und Pflichten (etwa in Ehe, Familie, im Unterhaltsrecht), um den Zugang zu gesellschaftlichen Institutionen, zu qualifizierten Berufen, um Schutz vor sexualisierter Gewalt. Nicht von ungefähr werden gerade die Rechtsforderungen der Frauenbewegung zu einem Hauptangriffspunkt des „Bundes", der von 1912 bis 1914 eine Art „Pressekrieg" gegen den „Bund deutscher Frauenvereine" (BDF) führt. Im BDF, der 1894 gegründeten Dachorganisation der bürgerlichen Frauenbewegung, sind zu dieser Zeit etwa eine halbe Million Frauen organisiert. Interessanterweise erfolgen die Attacken der Antifeminist_innen gegen die gemäßigt(er)en Akteurinnen der Frauenbewegung, die bereits eine gewisse Unterstützung für ihre Anliegen durch das „bürgerliche Publikum" erreichen konnten.

Mit Kriegsbeginn 1914 verändert sich die Situation: Frauenbewegte Akteurinnen organisieren mit dem „Nationalen Frauendienst" (NFD) die „Heimatfront" und sorgen so mit dafür, dass der Krieg geführt werden kann.[13] „Modernere" antidemokratische und antifeministische Strömungen laufen dem „Bund" mehr und mehr den Rang ab.[14] Mit Inkrafttreten der Weimarer Verfassung 1919 erhalten Frauen das Wahlrecht und stellen Abgeordnete im ersten Parlament der Republik. Der Fokus des politischen Antifeminismus verschiebt sich laut Planert nun mehr und mehr auf Familie und Bevölkerungspolitik im Kontext des Wohlfahrtsstaats, und mit Erstarken der nationalsozialistischen Bewegung wird die Utopie des „Männerbundes"[15] zum neuen Gegenmittel in Bezug auf Frauenemanzipation und die beschworene Feminisierung der Politik in der Demokratie.

ZEITGENÖSSISCHE POLEMIK UND ANALYSE

Mit ihrer 1902 erschienenen Essay-Sammlung[16] prägt Hedwig Dohm den Begriff „Antifeminismus" analog zum Begriff „Antisemitismus"[17] und dekonstruiert die damit verbundenen Denkweisen. Sie wendet sich entschieden gegen „denjenigen, der meine Entrechtung für alle Ewigkeit festhalten will, der das Weib nur als Durchgang zum eigentlichen Menschen – als Gebärerin des Mannes – gelten lässt".[18] Dabei macht sie als „Alltagswissen" oder „geistiges Allgemeingut" getarnte antifeministische Meinungen kenntlich und reißt sie aus ihrer „Selbstverständlichkeit".[19] Die Antifeministen begründen, so Dohm, „ihre Gegnerschaft mit der geistigen und körperlichen Minderwertigkeit der Frau, oder sie decken sie mit der erhabenen Mission des Weibes als Priesterin des häuslichen Herdes mit ihrer mimosenhaften Zartheit und ähnlichem Flügelschmuck".[20] Dohm entlarvt in vielen ihrer politischen Schriften die sogenannte Natur der Frau als soziales Konstrukt und formuliert eine radikale Kritik am Geschlechterdualismus: „Gleichgültig, ob ich Mann, Weib oder Neutrum bin – vor allem bin ich Ich, eine bestimmte Individualität, und ein bestimmter Wert beruht auf dieser Individualität."[21]

Dohm greift die Argumente und Denkfiguren, auch die sprachlichen Wendungen der Gegner_innen jeder Frauenemanzipation auf und treibt deren Denken sozusagen auf die Spitze, um zu zeigen, was es damit auf sich hat. Das Denken der Antifeministen zur Kenntlichkeit entstellen, das ist ihre Strategie – eine viel genutzte Strategie scharfer politischer Satire. Und das macht ihre Position auch heute wieder interessant. Hedwig Dohm ist eine Art Vordenkerin der Frauenbewegungen ihrer Zeit;[22] vor allem dem frauenbewegten Mainstream ist sie ein deutliches Stück voraus. Sie setzt sich in ihren Polemiken mit Autor_innen unterschiedlicher Provenienz auseinander, darunter „wissenschaftliche" Autoren wie etwa Paul Julius Möbius, der in einer zeitgenössisch viel gelesenen und bemühten

13 Vgl. Barbara Guttmann, Weibliche Heimarmee. Frauen in Deutschland 1914–1918, Weinheim 1989.

14 Vgl. Planert (Anm. 3), Kapitel 7, S. 259 ff.

15 Vgl. Claudia Bruns, Politik des Eros. Der Männerbund in Wissenschaft, Politik und Jugendkultur (1880–1934), Wien–Köln–Weimar 2008.

16 Siehe Hedwig Dohm, Die Antifeministen. Ein Buch der Verteidigung, Berlin 1902 (der Originaltext ist digitalisiert u. a. zu finden unter: Projekt Gutenberg bei Spiegel online, http://gutenberg.spiegel.de/buch/4774/1).

17 Vgl. Karin Stögner, Antisemitismus und Sexismus. Historisch-gesellschaftliche Konstellationen, Baden-Baden 2014.

18 Dohm (Anm. 16), S. 1.

19 Siehe „Hedwig Dohms Werk" auf der Website www.hedwig-dohm.de.

20 Dohm (Anm. 16), S. 3.

21 Zit. nach FrauenMediaTurm, Hedwig Dohm (1831–1919), www.frauenmediaturm.de/themen-portraets/feministische-pionierinnen/hedwig-dohm.

22 Vgl. Adele Schreiber, Hedwig Dohm als Vorkämpferin und Vordenkerin neuer Frauenideale, Berlin 1914.

Schrift den „Physiologischen Schwachsinn des Weibes“[23] zu belegen sucht, indem er Messungen zu Gehirnumfang und Gehirngewicht als eindeutigen Beleg dafür ins Feld führt, warum „das Weib“ „qua Natur“ „schwachsinnig“, also schwachen Sinnes sei – für viele ein Argument gegen die Bildungsfähigkeit, die Denkfähigkeit von Frauen.

WER WAR HEDWIG DOHM?

Die erste knappe Antwort lautet: Hedwig Dohm war Autodidaktin, Publizistin, Schriftstellerin, Frauenrechtlerin. Sie war ein streitbarer, kritischer Geist, eine Querdenkerin und eine feministische Intellektuelle, die vielleicht „brillanteste und radikalste Feder der historischen Frauenbewegung“.[24] Nicht zuletzt war sie konsequente Kriegsgegnerin.[25] Nach einer ersten Wiederentdeckung Hedwig Dohms im Kontext der Neuen Frauenbewegung der 1970er und 1980er Jahre[26] haben sich in den vergangenen Jahren vor allem die Historikerin Nicola Müller und die Literaturwissenschaftlerin Isabel Rohner um neue Zugänge zu ihrem Werk bemüht und neue Lesarten des belletristischen und dramatischen Werks von Hedwig Dohm angeboten.[27]

Hedwig Dohm war eine der ersten Frauen in Deutschland, die das uneingeschränkte Frauenwahlrecht forderte. Diese Forderung zu Beginn der 1870er Jahre zu erheben, kurz nach Gründung des Deutschen Kaiserreichs, war insofern etwas Besonderes, als in dieser Zeit Frauen jede politische Betätigung abgesprochen, wenn nicht gar per Gesetz untersagt war. Die ersten organisierten Versuche, sich für Frauenrechte und mehr Gleichheit in den Geschlechterverhältnissen einzusetzen, waren damit zurückgedrängt und setzten sich eher im Hintergrund fort, bis es gegen Ende des 19. Jahrhunderts dann zu einem deutlichen Erstarken frauenbewegter Bestrebungen kam, was sich nicht zuletzt in der Entwicklung und Ausdifferenzierung entsprechender Vereine und Organisationen zeigte.[28] Das Wahlrecht für Frauen blieb dabei allerdings noch sehr umstritten – und dies nicht nur in Deutschland.

Hedwig Dohm hat in ihrer eigenen Lebensgeschichte blockierende Verhältnisse ebenso erlebt wie radikale Aufbrüche: aus beengten und beengenden familiären Verhältnissen heraus in ein intellektuelles Leben, in ein Publik-Werden – nicht nur im Rahmen der Geselligkeit der Salonkultur, sondern auch als Autorin und Dramatikerin, und später dann als Akteurin in der radikaleren Strömung der bürgerlichen Frauenbewegung. Die Germanistin Ludmila Kaloyanova-Slavova hat Frauen wie Hedwig Dohm als „Übergangsgeschöpfe“ bezeichnet.[29] Sie macht uns damit aufmerksam auf den Umstand, dass einzelne Personen (oder auch Gruppen), die den Weg aus alten Ordnungen und Verhältnissen in eine mögliche neue, andere, aber noch unbekannte Ordnung wagen – und einen solchen Weg damit auch für andere anzeigen –, häufig existenziell-krisenhafte Erfahrungen (etwa der Isolation) machen.

Einige biografische Hinweise mögen hier genügen, um nachvollziehbar zu machen, vor welchem Erfahrungshintergrund Hedwig Dohm ihre politische Kritik formuliert und durch welches Anschauungsmaterial ihre scharfen Analysen inspiriert sind. Dohm wird 1831 in Berlin als uneheliches Kind eines begüterten Vaters geboren, der die Mutter seiner insgesamt 17 Kinder lange Zeit nicht heiraten kann, weil sie als nicht standesgemäß gilt. In diesen konflikthaften familiären Verhältnissen erlebt Dohm, dass die Töchter eine grundlegend andere Behandlung erfahren als die Söhne. Jenen wird eine gymnasiale Schulbildung selbstverständlich ermöglicht, die Mädchen müssen mit einer schlechten und eng begrenzten Schulbildung vorlieb nehmen. In manch anderen bürgerlichen (auch adligen) Familien haben Mädchen Zugang zu besseren Bildungschancen, auch wenn das Mädchenschulwesen insgesamt noch nicht besonders entwickelt ist – so werden manche zusammen mit ihren Brüdern unterrichtet, andere haben das Glück, an gute Hauslehrerin-

23 Siehe Paul Julius Möbius, Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes, München 1977 (1900).

24 FrauenMediaTurm (Anm. 21).

25 Vgl. ebd.

26 Ihre Schriften wurden zunächst im Züricher Ala-Verlag wiederaufgelegt.

27 Siehe die von ihnen verantwortete „Edition Hedwig Dohm“ im Berliner Trafo-Verlag.

28 Vgl. Ute Gerhard, Unerhört. Die Geschichte der deutschen Frauenbewegung, Frankfurt/M. 1990; Rosemarie Nave-Herz, Die Geschichte der Frauenbewegung in Deutschland, Bonn 1993.

29 Vgl. Ludmila Kaloyanova-Slavova, Übergangsgeschöpfe. Gabriele Reuter, Hedwig Dohm, Helene Böhlau und Franziska von Reventlow, Bern 1998.

nen oder an ein besonders gutes Mädchenpensionat zu geraten.

Hedwig Dohm bleibt diesbezüglich auf die eigenen autodidaktischen Anstrengungen verwiesen; später besucht sie ein Lehrerinnenseminar. Zugang zu Kunst, Literatur, Wissenschaft, Philosophie und auch Politik eröffnet ihr die Ehe mit Ernst Dohm, dem leitenden Redakteur der Satirezeitschrift „Kladderadatsch". Sie führt nun ihren eigenen Salon und kommt mit Menschen unterschiedlicher politischer Orientierung in Kontakt, nicht zuletzt mit Sozialdemokrat_innen.

Neben wissenschaftlichen Abhandlungen verfasst Dohm Märchen, Lustspiele, Novellen, Gedichte – und Romane, in denen sie subtil aufzeigt, was Einengung und Unterdrückung qua Geschlecht mit Frauen macht und wie schwer ein Weg zur Befreiung sein kann. In den Novellen oder Romanen kommt nicht zuletzt so etwas wie die Schwierigkeit „weiblicher Subjektwerdung" und auch eine Art „Sprachkrise"[30] zum Ausdruck, die darauf zurückzuführen ist, dass die subjektiven und gesellschaftlichen Erfahrungen von Frauen in der vorherrschenden symbolischen Ordnung (noch) keine Entsprechung finden. Auf derartige Zusammenhänge lässt sich vielleicht auch das folgende Zitat von Hedwig Dohm beziehen: „Mehr Stolz, ihr Frauen! Der Stolze kann missfallen, aber man verachtet ihn nicht. Nur auf den Nacken, der sich beugt, tritt der Fuß des vermeintlichen Herrn!"[31]

Einen kollektiven Reflexionsraum für ihr feministisches Denken findet Hedwig Dohm erst, als sich der radikale Flügel der bürgerlichen Frauenbewegung stärker ausprägt; hier wirkt sie mit an vielfältigen Aktivitäten, gehört zu den (Gründungs-)Mitgliedern wichtiger Vereine.[32] Zu nennen sind hier vor allem der „Verein Frauenwohl" und der „Frauenverein Reform", die für eine umfassende Bildung für Frauen sowie für das Recht auf Berufs- und Erwerbstätigkeit eintreten, aber auch der von Helene Stöcker mitbegründete „Bund für Mutterschutz und Sexualreform", der nichts weniger als das Selbstbestimmungsrecht von Frauen über ihren eigenen Körper und ihre eigene Sexualität fordert. Dohm schreibt nun auch für die entsprechenden Zeitschriften (wie Minna Cauers „Die Frauenbewegung"). Zugleich bleibt sie weiter verbunden mit anderen politischen Szenen; sie schreibt für Maximilian Hardens „Die Zukunft", für Joseph Blochs „Sozialistische Monatshefte" und für Franz Pfemferts pazifistische Zeitung „Die Aktion".

KRITIK AN DEN GESCHLECHTERVERHÄLTNISSEN UND ALLGEMEINE FORDERUNG NACH FREIHEIT

Hedwig Dohms feministische Essaybände sind im Zuge der ersten Wiederentdeckung im Kontext der Neuen Frauenbewegung sehr stark rezipiert worden. In dem Band „Was die Pastoren von den Frauen denken" (1872) greift sie die Kategorisierung der Geschlechter in „Wesen des Geistes" und „Wesen des Herzens" an. Ihre eigene Vision ist die des „Ganzmenschen".[33] In der Essaysammlung „Der Jesuitismus im Hausstande" (1873) erklärt Dohm dann das – historisch noch gar nicht so alte – „Hausfrauendasein" für überflüssig; stattdessen fordert sie, dass Hausarbeit und Kindererziehung von gesellschaftlichen Institutionen übernommen werden – eine Idee, die auch von utopischen Sozialist_innen, später dann von manchen Sozialdemokrat_innen wie der Frauenrechtlerin Lily Braun oder Kommunist_innen als „Vergesellschaftung" oder „Kommunalisierung" reproduktiver Arbeit vertreten wird.

Von großer Kraft und Schärfe sind Dohms Schriften zur „wissenschaftliche[n] Emancipation der Frauen" (1874), mit denen sie die angeblich nicht vorhandene Denkfähigkeit von Frauen ad absurdum führt. Meist adressiert sie dabei direkt diejenigen Autoren, die den diesbezüglichen Beweis führen wollen, und führt auf diese Weise sozusagen offensiv das Streit-

30 So auch die Kommentierung der 1894 unter dem Titel „‚Werde, die du bist!' Wie Frauen werden" erschienenen Novellen auf www.hedwigdohm.de, Abschnitt „Hedwig Dohms Werk". Vgl. dazu ebenfalls Gaby Pailer, Schreibe, die du bist. Die Gestaltung weiblicher „Autorschaft" im erzählerischen Werk Hedwig Dohms, Pfaffenweiler 1994.

31 Das Zitat entstammt dem 1876 erschienenen Text Hedwig Dohms „Der Frauen Natur und Recht. Zur Frauenfrage. Zwei Abhandlungen über Eigenschaften und Stimmrecht der Frauen" (Neuausgabe 1986 im Ala-Verlag Zürich) und wird hier zitiert nach FrauenMediaTurm (Anm. 21).

32 Vgl. dazu im Detail Nikola Müller/Isabel Rohner (Hrsg.), Hedwig Dohm. Ausgewählte Texte. Ein Lesebuch zum Jubiläum des 175. Geburtstages mit Essays und Feuilletons, Novellen und Dialogen, Aphorismen und Briefen, Berlin 2006.

33 FrauenMediaTurm (Anm. 21).

gespräch, das jene verweigern, weil sie Frauen nicht als ernstzunehmende Gesprächspartnerinnen ansehen. Dohms 1876 erschienene Schrift „Der Frauen Natur und Recht" erinnert nicht zufällig an Mary Wollstonecrafts „A Vindication of the Rights of Women" (1792) – die darin vertretene „naturrechtliche Position" entspricht dem „egalitären Denken" im Feminismus, wie es bereits in den „Querelle des Femmes"[34] (Diskurs um die Frauen) um 1800 bestritten und verteidigt worden ist. Demnach sind Frauen in erster Linie Menschen, und von daher ebenso vernunftbegabt und zur Freiheit geboren wie Männer. Dohm fordert für Frauen eine „uneingeschränkte Freiheit …, Freiheit auch von dem Glauben, dass mit der Mutter oder der Gattin die Lebensaufgabe des Weibes erledigt sei, Freiheit von jeder autoritativen Vorschrift, von jedem Verbot, die der Frau den Daseinszweck bestimmen wollen".[35]

Sie geht – ähnlich wie ihre Zeitgenossin, die Pazifistin Bertha von Suttner – davon aus, dass es nicht „von Natur aus" klar sei, was Frauen und Männer unterscheide; vielmehr könne über eventuelle Geschlechtsunterschiede überhaupt erst dann gesprochen und geurteilt werden, wenn allen Menschen alle Möglichkeiten gleichermaßen offen stünden. Da davon zeitgenössisch keinesfalls die Rede sein könne, solle von den so flächendeckend beschworenen „natürlichen Unterschieden" doch besser geschwiegen werden.

Dohms grundlegende politische Haltung zeigt sich vielleicht am klarsten in dem folgenden Zitat: „Ich bin des Glaubens, dass die eigentliche Geschichte der Menschheit erst beginnt, wenn der letzte Sklave befreit ist, wenn das Privilegium der Männer auf Bildung und Erwerb abgeschafft, wenn die Frauen aufhören, eine unterworfene Menschenklasse zu sein."[36] Für Hedwig Dohm sind Sklaverei, Antisemitismus und Frauenunterdrückung letztlich Ausdruck desselben Prinzips – des Prinzips der „Abwertung von Anderen", das funktioniert, indem „Andere" als solche konstruiert und damit in gewisser Weise überhaupt erst konstituiert werden. Heute würden wir diesen Zusammenhang als „Othering"[37] bezeichnen; es geht dabei um die Frage, wie „die Anderen" zu „Anderen" werden und welche Funktion diese Prozesse haben. Mit anderen Worten: Was kann damit gerechtfertigt und ermöglicht werden?

CHARAKTERISIERUNG DER „ANTIFEMINISTEN"

Auf ihre gewohnt witzige und ironische Weise teilt Hedwig Dohm die Gegner der Frauenbewegung und Frauenemanzipation in vier Kategorien ein: Sie unterscheidet in „Altgläubige", „Herrenrechtler", „praktische Egoisten" und „Ritter der mater dolorosa".[38]

Als „Altgläubige" bezeichnet Dohm diejenigen, die sich auf eine – zunächst behauptete und dann hartnäckig verteidigte – „Tradition" beziehen, nach dem Motto: „So war es schon immer, und so soll es bleiben". Ob die Tradition, auf die dabei gepocht wird, sinnvoll ist, ob sie für alle dieselben Vorteile bringt, wer darunter womöglich leidet, erscheint dabei unerheblich. Interessant ist an dieser Stelle, dass die so massiv ins Feld geführte „Tradition" häufig eine historisch recht junge Idee oder Praxis sein kann, die aber ihrer Geschichtlichkeit (und damit Veränderlichkeit) enthoben wird, indem sie als Überliefertes und (von wem eigentlich?) Übergebenes wie ein ewiges Gesetz erscheint.

Die „Herrenrechtler" sind bei Dohm diejenigen, denen es um die Sicherung ihrer Vormachtstellung, ihrer Dominanz geht. Hier werden die Geschlechterverhältnisse als Herrschaftsverhältnisse erkennbar, denn es geht nicht einfach um eine irgendwie geartete harmlose Differenz oder um eine harmonisch gedachte Komplementarität (ein Ergänzungsverhältnis) zwischen den Geschlechtern, sondern darum, dass die (unterstellte, behauptete) Geschlechterdifferenz der Begründung und Rechtfertigung einer klaren Hierarchie zwischen Mann und Frau dient.

Die Kategorie „praktische Egoisten" verweist auf die Dimension des Alltags, auf die Frage, wer von bestimmten Geschlechterordnungen – oder Arbeitsteilungen qua Geschlecht – profitiert. Die Frage, wer das Klo putzt und wer wem die So-

34 Vgl. Friederike Hassauer (Hrsg.), Heißer Streit und kalte Ordnung. Epochen der „Querelle des femmes" zwischen Mittelalter und Gegenwart, Göttingen 2008.

35 Zit. nach FrauenMedia Turm (Anm. 21).

36 Ebd.

37 Maria do Mar Castro Varela/Paul Mecheril (Hrsg.), Die Dämonisierung der Anderen. Rassismuskritik der Gegenwart, Bielefeld 2016.

38 Vgl. Dohm (Anm. 16), S. 5ff.

cken wäscht, ist hier entscheidend. „Praktische Egoisten" können durchaus freundlich sein, und dennoch wird auch von ihnen ein Geschlechterregime aufrechterhalten, das Dominanz- und Unterwerfungsmomente birgt. Auch hier werden Frauenrechte nicht gerade begünstigt, werden gleiche Möglichkeiten für alle, Gleichberechtigung, oder gar eine neue Art der Arbeitsteilung, kaum vorangebracht.

In die vierte Kategorie gehören für Hedwig Dohm die „Ritter der Mater dolorosa", die Ritter der „schmerzensreichen Mutter". Das ist eine Anspielung auf ein recht altes Motiv, das Frauen auf die beiden Pole „Heilige oder Hure" verteilt (die in komplexer Weise aufeinander verweisen); damit ist auch ein Denken gemeint, mit dem Frauen idealisiert und auf ein Podest gestellt werden, wobei ihnen zugleich ein bestimmter Platz zugewiesen und keine Eigenbewegung erlaubt wird. Der auf diese Weise „geheiligten" Frau wird kein eigenes Begehren, keine aktive Sexualität zugestanden; sie kann höchstens Mutter sein, die sich opfert, eben als „Schmerzensreiche".

In ihrer Kennzeichnung des Antifeminismus als Phänomen versäumt Hedwig Dohm es nicht, auf die Macht der ständig wiederholten Behauptung hinzuweisen (und damit auch auf die Bedeutung von Medien beziehungsweise auf die Bedeutung dessen, was uns tagtäglich medial erreicht und beeinflusst): „Solche unentwegt wiederholten Behauptungen wirken beinah wie die Riesenreklamen für irgendein Mittel, die uns in großen Städten oft jahrelang von allen Mauern, Säulen, Zäunen entgegengrinsen, bis sie uns förmlich hypnotisieren – fast gegen unseren Willen – kaufen wir."[39]

WAS ZEIGT DER BLICK IN DIE GESCHICHTE?

Wenn es heute um eine Auseinandersetzung mit antifeministischen Positionen sowie mit deren Resonanzräumen und Wirksamkeiten bis hinein in die Mitte der Gesellschaft geht, kann das Bewusstsein von der Geschichtlichkeit der Kämpfe und Kontroversen in den und um die Geschlechterverhältnisse(n) beziehungsweise um die Öffnung und Transformation bestehender Geschlechterordnungen hilfreich sein.[40]

Aktuelle zeitgenössische Diagnosen weisen ähnliche Aufmerksamkeiten (und teilweise auch ähnliche Befunde) auf, wie die zeitgenössische Analyse Dohms oder die historische Rekonstruktion Planerts. So können – wie bei Hedwig Dohm – Kategorien oder Typen antifeministischer Positionen unterschieden werden, die möglicherweise auch auf unterschiedliche Interessen beziehungsweise auf eine jeweils unterschiedliche soziokulturelle und politische Einbettung zurückzuführen sind. Es können Widersprüche in den Argumentationen der Gegner_innen von Gleichstellung und Geschlechterdemokratie herausgearbeitet werden, und auch die komplexen Verschränkungen von Denkweisen, die zunächst als getrennt erscheinen, aber gerade über ihre Verschränkung machtvoll wirksam werden. Es kann nach den Verheißungen antifeministischen Sprechens gefragt werden – wer hat was zu gewinnen, wer erhofft sich was davon? Und nicht zuletzt: Wie ist es möglich, dass ein antifeministisches Ressentiment auch heute in manchen – selbst bürgerlich-liberalen und akademisch gebildeten – Kreisen wieder zum guten Ton gehören kann? Und was treibt welche feministischen Akteur_innen in die Defensive? Bei Dohm sind dafür interessante Hinweise zu finden, auch wenn die einschlägigen Analysen der vergangenen Jahre[41] uns die Notwendigkeit erneut vor Augen führen, den jeweils spezifischen gesellschaftlich-historischen Kontext für Antifeminismus nicht leichtfertig zu übergehen.

39 Ebd.

40 Vgl. dazu auch Susanne Maurer, „Gedächtnis der Konflikte" statt „Kanon"? Historiographiepolitik als Normativitätskritik in kritisch-feministischer Wissenschaft, in: Karolina Dreit et al. (Hrsg.), Ambivalenzen der Normativität in kritisch-feministischer Wissenschaft, Sulzbach/Ts. 2016, S. 135 ff.

41 Zuletzt Juliane Lang/Ulrich Peters (Hrsg.), Antifeminismus in Bewegung. Aktuelle Debatten um Geschlecht und sexuelle Vielfalt, Hamburg 2018.

SUSANNE MAURER
ist Professorin für Erziehungswissenschaft/Sozialpädagogik an der Philipps-Universität Marburg und Mitbegründerin des Netzwerkes „Frauen & Geschichte Baden-Württemberg e. V.".
maurer@staff.uni-marburg.de

Herausgegeben von der
Bundeszentrale für politische Bildung
Adenauerallee 86, 53113 Bonn
Telefon: (0228) 9 95 15-0

Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 13. April 2018

REDAKTION
Lorenz Abu Ayyash
Anne-Sophie Friedel
Christina Lotter (Volontärin)
Johannes Piepenbrink
Anne Seibring (verantwortlich für diese Ausgabe)
apuz@bpb.de
www.bpb.de/apuz
twitter.com/APuZ_bpb

Newsletter abonnieren: www.bpb.de/apuz-aktuell
Einzelausgaben bestellen: www.bpb.de/shop/apuz

GRAFISCHES KONZEPT
Charlotte Cassel/Meiré und Meiré, Köln

SATZ
le-tex publishing services GmbH, Leipzig

DRUCK
Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH, Mörfelden-Walldorf

ABONNEMENT
Aus Politik und Zeitgeschichte wird mit der Wochenzeitung
Das **Parlament** ausgeliefert.
Jahresabonnement 25,80 Euro; ermäßigt 13,80 Euro.
Im Ausland zzgl. Versandkosten.
FAZIT Communication GmbH
c/o InTime Media Services GmbH
fazit-com@intime-media-services.de

Die Veröffentlichungen in Aus Politik und Zeitgeschichte stellen keine Meinungsäußerung der Herausgeberin dar; sie dienen der Unterrichtung und Urteilsbildung.

ISSN 0479-611 X

Die Texte dieser Ausgabe stehen unter einer Creative Commons Lizenz vom Typ Namensnennung-Nicht Kommerziell-Keine Bearbeitung 3.0 Deutschland.

APuZ
Nächste Ausgabe
18–20/2018, 30. April 2018

WEIMARER REPUBLIK

APuZ
AUS POLITIK UND ZEITGESCHICHTE
www.bpb.de/apuz